STACK
ANNEX
5
064
537

A 000 124 246 0
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

Aus Natur und Geisteswelt.
Sammlung
wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
aus allen Gebieten des Wissens.

Palästina und seine Geschichte.

Sechs volkstümliche Vorträge

von

Prof. D. H. von Soden.

Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung

wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

12 monatlich erscheinende Bändchen

von 130—160 Seiten in farbigem Umschlag zu je 90 Pf., geschmackvoll gebunden zu je 1 Mark 15 Pf. oder

54 etwa wöchentliche Lieferungen

zu 20 Pf., von denen 4—5 ein Bändchen bilden.

Geschmackvolle Einbanddecken werden zum Preise von 20 Pf. geliefert.

Jedes Bändchen ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Die Sammlung will dem immer größer werdenden Bedürfnis nach bildender, zugleich belehrender und unterhaltender Lektüre entgegenkommen. Sie bietet daher in einzelnen in sich abgeschlossenen Bändchen in sorgsamer Auswahl Darstellungen kleinerer wichtiger Gebiete aus allen Zweigen des Wissens und damit eine Lektüre, die auf **wirklich allgemeines Interesse** rechnen kann.

Eine erschöpfende allgemeinverständliche Behandlung des Stoffes soll auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen, die die Mitwirkung angesehener und bewährter Fachmänner gewährleistet. So wird eine Lektüre geboten, die **wirkliche Befriedigung** und **dauernden Nutzen** verspricht.

Wie der Inhalt, so soll auch in jeder Weise den Zweck der Sammlung erreichen helfen die trotz des billigen Preises sorgfältigste Ausstattung: die in bester Ausführung beigegebenen Abbildungen, der mit trefflicher Zeichnung versehene Umschlag, der geschmackvolle Einband.

Es erschienen bereits:

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Prof. Dr. H. Buchner, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M.* 1.15. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Der Verfasser des vorliegenden Bändchens versteht es, in klarer und überaus fesselnder Darstellung über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz

über alle wichtigen Fragen der Hygiene zu unterrichten. Sorgfältig ausgeführte Illustrationen begleiten den Text, das Verständnis erleichternd

Die Deutsche Praxis schreibt: „Wir leben im Zeitalter des Krankheitenverhütens Um diese bedeutende Thatsache immer mehr zur Allgemeinüberzeugung zu machen, müssen auch unsere hervorragenden Autoritäten ihr Bestes thun. Buchner hat bereits im Winter 1896/97 unter größter Teilnahme des Hörerkreises Vorträge über Gesundheitspflege gehalten und diese Vorträge — wofür wir ihm nur den größten Dank wissen können — hier zusammengefaßt."

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung von Gustav Maier, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M.* 1.15.

Das Büchlein will in gemeinverständlicher Behandlung den Leser, auch wenn ihm Vorkenntnisse fehlen, in einer nicht ermüdenden, vielmehr möglichst unterhaltenden Weise auf historischem Wege in die Wirtschaftslehre einführen, den Sinn für soziale Fragen wecken und klären und dürfte diesen Zweck vollkommen erreichen, zumal im Verlaufe der Darstellung in geschickter Weise auch die wichtigsten Theorien des praktischen Wirtschaftslebens zur Beleuchtung gelangen.

Nach einem Blick auf die altorientalischen Völker — Babylonier, Assyrer, Egypter — auf die mosaischen Agrargesetze und die eigenartige Entwickelung und Wirtschaft des chinesischen Volkes geht die Betrachtung zur antiken Wirtschaft der Griechen und Römer über, die erstere an den ökonomischen Schriften Platos, die letztere an der Gracchischen Bewegung erörternd. — Die Utopia von Thomas Morus soll einen Begriff vermitteln von den englischen Zuständen am Ausgange des Mittelalters, die Besprechung des Bauernkrieges von der gleichzeitigen Lage in Deutschland. — Colbert und das Merkantilsystem einerseits, die Physiokraten und die ersten wissenschaftlichen Nationalökonomen — Smith, Ricardo, Malthus — andererseits führen zu den großen Problemen der Neuzeit. An der Hand von Fourier, St. Simon, Cabet, Proudhon, Owen soll die Entstehung des modernen Sozialismus zum Verständnis gebracht werden, während Friedrich List, Cobden und andere zur neuesten Entwicklung der Handels-, Zoll- und Verkehrspolitik überleiten.

Da sich der Verfasser mit Erfolg möglichster Objektivität, gleicher Würdigung aller Anschauungen und Richtungen befleißigt, kann das Bändchen jedem, der auf dem schwierigen und interessanten Gebiete Belehrung sucht, bestens empfohlen werden.

Bau und Leben des Tieres von Dr. W. Haacke, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M.* 1.15. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Dieses Bändchen ist außerordentlich geeignet, ein besseres Verständnis unserer Haus- oder Arbeitsgenossen, unserer Freunde in Feld und Wald zu vermitteln. Indem uns der Verfasser die Tiere als Glieder der Gesamtnatur zeigt, lehrt er uns zugleich Verständnis und Bewunderung für deren wunderbare Harmonie, die, wie im Großen, in dem Zusammenwirken vielen Tausende von Lebewesen, so auch im Kleinsten, in der Zweckmäßigkeit auch der unscheinbarsten Organe, sich erkennen läßt. In anziehender Schilderung zeigt er uns zunächst die Tierformen verschiedener Gebiete, das Tier im Rahmen seines Wohnortes und gewinnt von da aus den Übergang zu der nun folgenden ausführlichen Behandlung des Tierkörpers, dessen „Zweckmäßigkeit" nicht nur in seiner allgemeinen Anlage und seinen Funktionen, sondern auch in seiner Gliederung, im Zusammenwirken der Organe und im Bau eines jeden einzelnen derselben zum Ausdruck kommt. Interessante Fragen

werden in den Kapiteln „Organismen ohne Organe", „Tier und Pflanze", „Die Arbeitsteilung in der Tierwelt" u. s. w. behandelt. Den letzten Teil bilden Ausführungen über den mikroskopischen Bau des Tierkörpers, über Gewebe und Zellen, daran anschließend solche über die „Entwickelung", über den „Formenwert" und den „Bauplan des Tierkörpers", um endlich mit einem „Bild des Tierreiches" abzuschließen, das zu dem Anfang zurückführt, indem es uns zeigt: „Überall das rechte Tier am rechten Ort."

Schrift- u. Buchwesen in alter u. neuer Zeit von Prof. Dr. O. Weise, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M.* 1.15. Reich illustriert.

Der Verfasser verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende die einschlägigen Erscheinungen; wir hören von den Bibliotheken der Babylonier, von den Zeitungen im alten Rom, vor allem aber von der großartigen Entwickelung, die „Schrift und Buchwesen" in der neuesten Zeit, insbesondere seit Erfindung der Buchdruckerkunst, genommen haben.

Das Büchlein gliedert sich in drei Teile, von denen der erste die Entstehung und Vervollkommnung der Schrift sowie die zum Schreiben erforderlichen Gerätschaften, sodann die Geschichte und die verschiedenen Arten des Druckverfahrens schildert; der zweite die kleineren Schriftstücke (Briefe, Zeitungen, In- und Aufschriften) in ihrer allmählichen Ausbildung vorführt, und der dritte das Buchwesen (Buchhandel, Bibliotheken, Bücherliebhaberei) behandelt.

Überall sind die im Laufe der Jahrhunderte gemachten Fortschritte betont und die Errungenschaften unseres Volkes durch vergleichende Zusammenstellung mit anderen Nationen hervorgehoben, sodaß man einen Überblick über die entsprechenden Zustände bei den wichtigsten Völkern unseres Erdteils erhält. Das Technische durfte nicht ausgeschlossen werden, ist aber dem Kulturgeschichtlichen durchweg untergeordnet worden. Eine Auswahl von mehr als 30 Abbildungen, die zum besseren Verständnis der erörterten Ansichten dienen, dürfte den Wert des Buches erhöhen.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Acht Vorträge aus der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. R. Blochmann

Der Verfasser des Büchleins hat es meisterhaft verstanden, den Laien in das Gebiet der Chemie einzuführen und ihm eine Fülle von Anregungen zu geben. Das Experiment, welches in den zahlreichen Abbildungen (103) sich gewissermaßen vor den Augen des Lesers vollzieht, bildet die Grundlage aller Erörterungen.

Die Luft erscheint als ein Reich des Unsichtbaren, welches in wunderbar einfacher Weise die Beziehungen zwischen der Pflanzen- und Tierwelt regelt und in neuester Zeit eine Fundstätte bisher unbekannter Grundstoffe wurde. Das Wasser, nichts anderes, als das Produkt der chemischen Vereinigung von zwei gasförmigen Grundstoffen, übte und übt die wichtigsten chemischen, physikalischen (meteorologischen) und geologischen Einflüsse in der Natur aus. Licht und Wärme begleiten den Verbrennungsprozeß, dessen mannigfache Gestaltungen klarzulegen Endzweck der 8 Vorträge ist. Hierbei wurde auf die alltäglichen Erscheinungen und auf das praktische Leben besonders Rücksicht genommen. Daher finden die Vorgänge in der Kerzenflamme ebenso Beachtung, wie das Feuer in unseren Öfen und die Verwendung des Gases zum Kochen. Die unvollständige Verbrennung und die langsame Verbrennung, die Quelle der Körperwärme, bilden den Schluß der Betrachtungen, die vielfach einen tiefen Einblick in das Walten der Natur gewähren. Die Grundbegriffe der Chemie, Molekül und Atom, Element, chemische Zeichen und Formeln sind an geeigneter Stelle abgeleitet und erörtert, sodaß der aufmerksame Leser, auch wenn er ohne alle Vorkenntnisse an das Büchlein herantritt, es mit vollem Verständnis des Gelesenen aus der Hand legen wird.

Aus Natur und Geisteswelt.
Sammlung
wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.
6. Bändchen.

Palästina und seine Geschichte.

Sechs volkstümliche Vorträge

von

Prof. D. H. von Soden.

Mit zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1899.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Inhaltsübersicht.

Seite

I. Weltgeschichtliche Bedeutung, Lage und Beschaffenheit des Landes . . . . . 1—13

Einleitung. Lage des Landes. Nachbarländer. Die Mittelmeerküste. Der Libanon. Damaskus. Nordsyrien. Palästina. Der Lauf des Jordan. Das Tote Meer. Das Ostjordanland. Die Ebene Saron. Galiläa, Samaria, Judäa.

II. Palästina als Heimat des Volkes Israel . . . . 14—36

Die semitischen Ansiedelungen. Die Hebräer. Israels Anfänge. Die Zeit des Moses. Die Eroberung Palästinas. Die Philister. Samuel. Saul, der erste König. David. Juda und Israel. Elia. Elisa. Amos. Hosea. Die Geschichte Judas. Jesaias. Jeremias. Die Verbannung. Propheten der Verbannung. Rückkehr nach Palästina.

III. Palästina als Wiege des Christentums . . . . . 37—50

Das griechische Zeitalter. Die Juden werden eine Großmacht. Die Makkabäerzeit. Sadducäer und Pharisäer. Die Römer. König Herodes der Große. Jesus. Jesus und die Juden.

IV. Palästina als das heilige Land der Christen und Muhammedaner . . . . . 51—72

Anfänge des Christentums. Paulus. Jerusalems Untergang. Jerusalem als Römerstadt. Das heilige Land. Der Römer Untergang. Der Muhammedanismus. Untergang des Christentums. Palästina als heiliges Land des Islam. Der erste Kreuzzug. Das Königreich Jerusalem. Der zweite und dritte Kreuzzug. Die späteren Kreuzzüge. Die Türken. Das Ergebnis.

V. Jerusalem . . . . . 73—89

Das Innere der Stadt. Ein Gang um die Mauern. Die Lage der Stadt. Gethsemane. Ölberg. Blick,

2069508

Seite

vom Ölberg. Bethanien. Das Jerusalem Davids. Das Jerusalem zur Zeit Jesu und der alten Christenheit. Der Felsendom. Die Grabeskirche. Golgatha.

VI. Andere berühmte Stätten des heiligen Landes 90—110

Bethlehem. Die Bethlehemiten. Die Geburtskirche. Jericho. Jericho und Jordan. Galiläa. Nazaret. Der Blick von den Bergen Nazarets. Der See Genezareth. Tiberias. Kapernaum. — Land und Leute. Handel und Verkehr. Die Zukunft Palästinas.

Nachweis der Bibelstellen, auf welche im Text Bezug genommen ist . . . . . 111—112

Litteratur 112

I. Weltgeschichtliche Bedeutung, Lage und Beschaffenheit des Landes.

Wie ein Korallenriff aus dem Ozean, so taucht Palästina immer von Zeit zu Zeit wieder im Wogen der Geschichte auf und zieht die Augen auf sich, um dann wieder, oft auf lange Zeit, unter ihren Fluten unbeachtet zu verschwinden.

So taucht es zum erstenmale auf als Land der Erzväter, d. h. als Boden der vorgeschichtlichen Erinnerungen des Volkes Israel. Dann erscheint es ihren Nachkommen wie eine Fata Morgana am Wüstenrand Ägyptens, und durch den Wüstensand hin lockt sie das Traumbild des Landes, da Milch und Honig fließt. Und nun bleibt es beinahe ein Jahrtausend der Schauplatz einer nach ihrem geistigen Gehalt und ihrer Nachwirkung in der Geisteswelt einzigartigen Geschichte, der Geschichte des Volkes Israel.

Nach dessen nationalem Zusammenbruch versinkt es jahrhundertelang in ein weltvergessenes Stillleben, um mitten aus der hellenischen Überschwemmung des Orients plötzlich wieder aufzutauchen in den Tagen der Makkabäer, diesmal als ein Fels, an dem die Wogen branden. Und von da an ragt er zwei Jahrhunderte trotzig und in seinen sonderbaren Formen wie ein Petrefakt empfunden, bis die Römerfaust ihn zertrümmert. In diesen zwei Jahrhunderten ward das wie aus dem Grabe wiedererstandene, mit aller Welt in Fehde liegende Völklein zur Wiege der christlichen Religion, welche von diesem verachteten Winkel der Sonderlinge auszog, die Welt zu erobern.

Eine Zeitlang noch war es darnach eine der Herdstellen der neuen weltgeschichtlichen Bewegung, der gewaltigsten und umwälzendsten unter allen, die wir kennen. Doch trat es in merkwürdiger Weise hinter anderen Ländern, die erst später in ihre Kreise gezogen wurden, zurück. Bald woben sich wieder Träume über die „heiligen Stätten" hin; das Leben selbst hatte sich nach anderen Landen gezogen. Fast wie im Traum sank es in die schwertgerüsteten Arme der neuen

Religion, des Islam, und träumte, träumte unterm Halbmond weiter andere Träume. Da plötzlich taucht es wieder auf, das ganze Abendland elektrisierend, und entfacht die großartigsten Kriegszüge, die, neben denen des griechischen Alexander, die Geschichte der Kulturvölker kennt, die Kreuzzüge. Im Mittelpunkt aller Gedanken und Unternehmungen von zwei reichen Jahrhunderten steht das wunderbare Land wie ein Magnetberg, der die mittelalterliche Welt aus den Fugen zieht. Zur Himmelsleiter wird es für fromme Schwärmerei; zur Brücke zwischen Abendland und Morgenland für die großen, bis dahin geschiedenen Völkerkreise.

Dann erlischt die Glut, die es entfacht. Bald ist es wie vergessen, nur das Land der Sehnsucht einzelner Seelen, das Ziel entbehrungsfreudiger, stiller Pilger. Erst in unserem Jahrhundert des Verkehrs, der Belebung des Sinns für die Vergangenheit, der Vertiefung und des gesünderen Realismus in der Frömmigkeit zieht es unter den verschiedensten Gesichtspunkten wieder die Augen auf sich. Die Zahl der Pilger und der festen Niederlassungen aus den abendländischen Kulturvölkern wird von Jahr zu Jahr größer. Und im abgelaufenen Jahre erlebte es wieder den Besuch eines abendländischen machtvollen Kaisers mit großem Troß, wie einst vor bald sieben Jahrhunderten.

Ist es auch dadurch für den Augenblick vielen wie unter bengalische Beleuchtung gestellt, und mag dies der nächste Anlaß sein für die an mich ergangene Aufforderung, auf Grund meiner frischen Reiseeindrücke über das eigenartige Land und seine Geschichte zu sprechen — der tiefere Grund unseres Interesses für Palästina ist derselbe, der immer wieder von Zeit zu Zeit die Augen und Herzen dorthin zieht, der auch diesen letzten großen Pilgerzug dorthin gelockt hat, und der es die Menschheit niemals wird völlig vergessen lassen: Palästina ist die Heimat der unter allen Religionen der alten Welt einzigartigen und bedeutsamsten Religion, die in ihrer Entstehung und ihrer zähen Lebenskraft eines der schwierigsten und fesselndsten Probleme der Geisteswissenschaften bildet, der Religion des israelitischen Volkes. Und diese Religion ist dann weiter, wenn nicht die Mutter, so doch der Nährboden und die Rüstkammer geworden für die zwei großen Weltreligionen, die, wie nichts anderes, den geistigen Gehalt und die Geschichte der halben Welt bestimmten, des Christentums und des Muhammedanismus. Und von diesen

hatte die eine, die christliche, auch ihre Wiege in jenem Land, so daß es ihre heiligsten Erinnerungen birgt, während es für die andere, die muhammedanische, die es jetzt besitzt, wenigstens neben der Stätte, da ihre Wiege stand, neben Mekka, die heiligste Stätte bildet.

Kein Land der Erde hat eine so lange, eine so bunte, eine so große und weittragende Geschichte. Keinem haben so, wie ihm, die charaktervollsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion den Stempel aufgedrückt. Keines weckt gleich ihm, und zwar stets in derselben Deutlichkeit, große Erinnerungen aus fast allen Zeitaltern der Menschheit von ihren Kindertagen an.

Wenn auch der Charakter und die Geschichte eines Volkes nicht das ausschließliche Produkt des Bodens ist, auf dem es wohnt, und der Verhältnisse, unter denen es sich entwickelt, — daß sein Land für ein Volk dieselbe Bedeutung hat, wie für die Geistesart eines Menschen sein Körper und dessen Eigenart, das ist anerkannte Wahrheit.

Höchst eigenartig ist denn auch die natürliche Beschaffenheit, wie die Lage des kleinen Ländchens, auf dessen Boden so Großes gereift ist.

Das Land liegt auf einer der Kanten unseres größten Erdteils, Asiens; und zwar dort, wo er den beiden mit ihm verbundenen Erdteilen, Asien und Europa, zugekehrt ist. Wiederum aber an einer Stelle, wo dieser Zusammenhang nicht statt hat; es liegt an einem Ende der Welt. Es steht für sich. Aber wenn es seine Arme weit ausstreckte, so konnte es mit dem linken hinübergreifen nach Afrika und mit dem rechten wenigstens nach dem vorgeschobenen Glied Asiens, das nach Lage und Charakter mehr zu Europa gehörte, Kleinasien. So lag es wirklich im Schnittpunkt der drei Weltteile, die bis zur Entdeckung Amerikas die Welt waren.

Aber noch mehr! Die beiden Erdteile, die im vorgriechischen Altertum allein in Betracht kommen, Asien und Afrika, neigten mit ihren für unsere Kulturgeschichte bedeutsamsten Bezirken sich nach diesem Schnittpunkte zu. In wundersamer Parallele entwickeln sich in hohem Altertum unter dem befruchtenden Einfluß großer Ströme die Kulturen Ägyptens und Babyloniens, beide Gebirgs- und Flachland vereinend, beide durch das Leben

ihrer Ströme zu allerlei Unordnungen menschlichen Kulturlebens gedrängt. Die Fluten aber des einen dieser kulturtragenden Ströme, des Nil, ergießen sich in das Meer in der Richtung auf Palästina hin. Und umgekehrt lehnt sich der andere, der Euphrat, in seinem Oberlauf an die Ländergebiete an, zu denen Palästina zählt. So steht das Land in Lebensbeziehungen zu diesen beiden großen Wiegen menschlicher Gesittung. Über Land und Meer können, wie vom Wind die Samenstäubchen der Pflanzen, durch die Bewegungen der Völker Kulturkeime aus beiden Ländern dorthin getragen werden. Und wir werden sehen, wie sogar die Bewohner Palästinas, die es kultiviert haben, die Israeliten, zum erstenmal mit großer Wahrscheinlichkeit von den Euphratländern, zum zweitenmal vom Nilland her nach diesem ihrem Land auszogen. Und wenn ihnen ihr kleines Land zu eng ward oder wenn sie daraus verdrängt wurden, so zogen sie, freiwillig oder gezwungen, in Scharen zu allererst nach diesen beiden Ländern, wie ein müder Erdenpilger nach der Stätte, von der er einst ausgegangen.

Sehen wir uns nun das Land selbst an, das eine solch bedeutsame Lage hat. Welch eigenartiges Spiel der Natur! Denken wir uns einen Augenblick Afrika weg, abgeschnitten durch eine Linie, die von der Südostecke des Mittelmeers zum Meerbusen von Akaba führt, so verläuft die westliche Grenze des großen asiatischen Kontinents von da an, wo sie durch das Wasser gebildet wird, in einer ziemlich geraden Linie von Kleinasien bis zur Südspitze von Arabien, die nur eben dort, wo Afrika sich vermittelst der Klammer der Sinaihalbinsel anhängt, einen flachen Winkel bildet. Das dahinterliegende Land ist der Masse nach eine große zusammenhängende Steppe, in der regenlosen Zeit, mit Ausnahme einiger Oasen, eine Wüste. Zwischen dieser Wüste und dem Meer zieht sich aber der ganzen Länge nach ein schmaler Saum anbaufähigen Landes hin, in durchschnittlicher Breite von 200 km. Derselbe ist von Bergzügen belebt, so daß man ihn mit einem gewaltigen Dünengürtel vergleichen kann.

Dieser Dünensaum zerfällt durch die von der Sinaihalbinsel gebildete, das Meer unterbrechende Brücke mit Afrika in zwei sehr ungleiche Teile. Der größere südliche, fast vier Fünftel des ganzen Saumes umfassend, liegt Afrika gegenüber und bildet die Küste des verhältnismäßig schmalen Roten Meeres. Da die gegenüberliegende afrikanische Küste nichts bietet, der

dahinterliegende Kontinent nur glühende Luft erzeugt, der eingeschlossene Meereskanal zur Kühlung nichts Nennenswertes beiträgt, so konnte dieser Teil des großen westlichen Küstengürtels Asiens sich nur dürftig entwickeln. Die Landmasse, deren westliche Grenze er bildet, kennen wir unter dem Namen Arabien.

Ganz anders fiel das Los für das Fünftel des Küstensaumes nördlich von der Sinaibrücke. Dieser Teil schaut hinaus auf das langgestreckte Mittelmeer. Das giebt ihm frische Luft, weiten Blick und freie Bahn. Was das bedeutet, zeigt das an dieser Küste seit unvordenklichen Zeiten angesiedelte Volk der Phöniker, das die breite Mitte derselben mit seinen festen See- und Handelsstädten besetzte und zu einer hohen Blüte der Kultur gelangt war, schon Jahrhunderte, ehe das dahinterliegende Land auch nur zu den Anfängen wirklicher Kultur gedieh. Dies ganze vom Mittelmeer bespülte Küstenland, soweit es von Kleinasien bis zur Sinaibrücke nordsüdlich sich zieht, nannten die Orientalen Kanaan, die Griechen Syrien. So heißt es bis heute. Dieses syrische Küstenland hat aber noch einen Vorzug vor der arabischen Fortsetzung. Als das Land zwischen Nord und Süd, zwischen Asien und Afrika, zwischen dem Euphrat und den Nilländern, ist es bestimmt zu einer, hier der einzigen großen Heer- und Völkerstraße. Auf dieser Straße, auf diesem 200 km breiten Streifen zwischen Wüste und Meer begegneten sich die Handelszüge, die Heersäulen, die kulturtragenden Geister gewaltiger Völkerkulturen und Staatengebilde wohl zwei Jahrtausende lang. Kaum irgendwo in der Welt findet sich etwas Ähnliches.

Und wie mannigfaltig ist dieser Streifen von der Natur ausgestattet. In der Mitte, etwa ein Drittel seiner Länge einnehmend, erhebt sich ein stattliches Hochgebirge, der Libanon, bis über 3000 m, d. h. beinahe doppelt so hoch als die Schneekoppe, weit über doppelt so hoch erscheinend, weil er unmittelbar vom Meeresspiegel sich aufbaut. Seine Häupter sind bis in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt. Ein majestätisches Gebilde mit scharfen Kanten und wilden Schluchten, idyllischen Thälern und luftigen Bergterrassen in schwindelnder Höhe In vornehmen Linien steigen seine Silbergipfel auf. Besät mit menschlichen Ansiedlungen, heute, wo der Schmuck der Cedern auf ein ganz kleines weltfern gelegenes Hochplateau beschränkt ist, an jedem Fleck, der Erde beut, angebaut und so

wie umrankt von Reben, während das frische Grün der Feigen aus dem dunklen Gestein leuchtet, umsäumt von graugrünen Ölbäumen, auf seinen ersten Stufen umrauscht von dunklen Palmenwäldern, ist er ein stolzes Bild vornehmen Reichtums. Zu seinen Füßen liegen die großen alten Phönikerstädte, deren ganzer Glanz heute auf die in zauberhaft schöner Lage aufblühende, angehende Großstadt Beirut sich gesammelt hat.

Diesen südphönikischen Städteanlagen entspricht auf der Wüstenseite des Gebirgsstocks die eine und einzige, Damaskus, angelegt an der Stelle, wo der zweite, östliche der einander parallel laufenden Rücken des Gebirgs, der sogenannte Antilibanon, durch das einzige ihn durchbrechende Querthal von seiner Hermon genannten südlichen Fortsetzung getrennt ist. Die Stadt erscheint den Wüstensöhnen als das Abbild des Paradieses, wenn sie aus ihren Steppen den Gärten sich nahen, welche die uralte Niederlassung mit einem Kranz von ein bis zwei Stunden Breite rings umgeben, und den lustig rauschenden Gebirgsstrom, der die Stadt durchflutet und die Gärten hervorzaubert, mit seinen wogenden, glitzernden Wassern sehen. Von Damaskus führen noch günstige Karawanenwege durch die Wüste ostwärts, über Palmyra nach dem Euphrat und Tigris und seinen Großstädten, nach Ninive und Babylon und Bagdad. So bildete sich dort hart am Wüstenrand mit dem Hintergrund der lange Monate beschneiten Berge schon in ältesten Zeiten ein Kulturmittelpunkt, in dem der ferne Orient seine märchenhaften Schätze aufstapelte.

Nicht unmittelbar interessiert uns hier das nördlich von dem Libanongebirge liegende Drittel des syrischen Küstenlandes, das im engeren Sinne Syrien heißt, dessen Mittelpunkt in seiner Blütezeit das weltberühmte Antiochia war, die Vorderasien beherrschende Riesenstadt, eine der drei Weltstädte des Römerreichs. Palästina, durch den Libanon davon getrennt, hatte, so lange es selbständig war, wenig und später nur feindliche Beziehungen mit jenem, seinem nördlichen Gegenpart. Nur das sei hervorgehoben, daß dieser nördliche Theil die Spitze jenes westasiatischen Wüstensaumes bildet, in welchem dieses mit den anderen vorderasiatischen Ländergebieten nach Nord und Ost, insbesondere mit den Euphratländern, unmittelbar zusammenhängt. Der Euphrat tritt dort bis auf 150 km der Mittelmeerküste nahe. Kein Wunder, daß hier wohl ein reiches Volksleben,

ein Volksjahrmarkt sich entfaltete, aber ohne irgend welche ausgeprägte, vertiefte, darum geistig interessante und für die Geschichte der Menschheit bedeutsame Eigenart.

Ganz anders das Drittel der Mittelmeerküste südlich vom Libanon, das Land Palästina. Nach allen Seiten ist es abgeschlossen. Die Meeresküste hat keine Häfen. Diese beginnen erst zu Füßen der letzten Ausläufer des Libanon bei Haifa-Akko, wo unser Kaiser landete, wie einst die Kreuzfahrer mit ihren Flotten. Von dort an aber hatten die Phöniker das Ufer besetzt, an deren Verdrängung das neuzugewanderte Volk nicht denken konnte. Die Wüste auf der Binnenlandseite ist südlich von Damaskus undurchquerbar und schneidet jeden Verkehr ab. Im Süden legt sich infolge des Vorbaues der Sinaihalbinsel diese Wüste, wenn auch etwas weniger unwirtlich, quer vor bis an die Meeresküste und erschwert den Verkehr mit Ägypten, für den als einzig sichere Straße die Meeresküste dient. Dieser Süden ist seit je von Nomadenstämmen bewohnt, mit denen schwer Krieg zu führen ist, und deren Land zu erobern die Mühe nicht lohnte. Im Norden aber legte sich der Libanon vor als mächtiger Wall, an dem sich die vorwärts drängende Woge des Volkes stets brach. So liegt Palästina inmitten der Weltteile, umgeben von großen Kulturländern, und doch wie eine Insel abgeschieden, auf sich angewiesen, so recht geeignet, das Volk, das es bewohnte, zu konzentrieren und in ausgeprägter Eigenart sich ungestört entwickeln zu lassen, aber auch in ihm das Bewußtsein zu wecken, daß es das Volk, das auserwählte Volk sei, und sein Land ein auserwähltes Land. Erst als die steigende Kultur die Hindernisse der Natur besser überwinden lehrte, trat starker Verkehr nordwärts zunächst mit Damaskus und Phönikien und durch diese mit den Ländern, mit denen diese in unmittelbarem Verkehr standen, südwärts mit Ägypten ein.

Dieses so eigentümlich inmitten der Welt gebettete und doch vor ihren Fluten geschützte kleine Land ist nun der Schauplatz all dessen gewesen, was zum Eingang kurz skizziert wurde. Es lohnt sich diesen Schauplatz noch genauer kennen zu lernen. Es hilft mit zum Verständnis der eigenartigen Geschichte, die sich darauf abspielte.

Wiederum wird es auf unserer Erde kaum noch ein Land geben, das auf so engem Raum so mannigfaltige Naturbilder

zeigt. Man könnte es beinahe als Musterkarte der Natur bezeichnen, wenn nicht Urwälder und Gletscher fehlten. Aber sonst sind die schroffsten Gegensätze hier vereint.

Dabei finden sich diese landschaftlichen Wechsel auf einer Fläche, die nur 200 km lang ist, was noch unter der Entfernung von Berlin nach Hamburg bleibt, und 130 bis 160 km breit, was der Entfernung von Berlin nach Dresden und an den schmäleren Teilen nur der von Berlin nach Stettin entspricht. Will man die Landschaft verstehen, so muß man zunächst der Linie von Süden nach Norden folgen; denn dies ist der beherrschende Linienzug in der dortigen Bodengestaltung. Nordsüdlich ziehen westlich das Meer und östlich die Wüste dem Land seine Grenzlinien. Ziemlich in der Mitte zwischen diesen zieht, und zwar durch ganz Syrien vom kleinasiatischen Taurus an bis zum Roten Meer, ein großer Erdspalt in derselben Richtung. Zuweilen ist er durch querliegende Rücken wie gerammt, so daß die in ihm gebetteten Wasserläufe nach dem Meer, oder seltener, nach der Wüste hin durchbrechen müssen. Dann müssen die jenseits des Querriegels in den Spalt zusammenfließenden Quellen neue Flüsse bilden. So geschieht es am Südende des Libanongebirgsstockes, der selbst seiner ganzen Länge nach in zwei Rücken gespalten ist. Auf der Südseite des letzten dieser querliegenden Rücken, der den von den Höhen des Gebirges kommenden Flußläufen den Weg nach Süden versperrt, quellen zahlreiche Bäche, die ihre Wasser in die Fortsetzung des südlichen Spaltes hinabsenden. Der so entstehende neue Wasserlauf heißt Jordan. Da, wo die Quellflüsse von allen Seiten zusammenkommen, hat sich ein tiefer, mehrere Kilometer breiter Trichter gebildet. Derselbe ist in der nördlichen Hälfte mit Humus, dann mit Sumpfland gefüllt; im Süden sammeln sich die Wasser zu einem See. Mitten im Gebirge gelegen, wie ein Hochgebirgssee, steigt sein Spiegel doch nur 2 m über den des Mittelmeeres. Am Südende brechen die Wasser durch, um durch eine wilde Schlucht in dem kurzen Lauf von 17 km um 210 m hinab zu stürzen. Dann staut sich das Wasser vor einer Basaltmauer und füllt als See Genezareth oder galiläisches Meer den großen herzförmigen zweiten Trichter, den die Natur hier gebildet; die größte Länge des tiefblauen Spiegels vom Einfluß zum Ausfluß des Jordan ist 20, die größte Breite 10 km. Ringsum

ragen die Berge; nur an wenigen Stellen treten sie vom Ufer zurück und geben einer kleinen Ebene Raum. Der landschaftliche Reiz des Sees ist groß durch die Linien und Farben der Berge, den schroffen Wandel der Wasser vom tiefsten leuchtenden Frieden in stürmischste gährende Empörung. Er war noch größer, als diese Berge bewaldet, die Uferstrecken besiedelt und bebaut waren. Neue Anbauversuche des deutschen katholischen Palästinavereins beweisen die üppige Fruchtbarkeit des Bodens, auf dem die Hitze eine subtropische Vegetation weckt, sobald ihm regelmäßig Wasser zugeführt wird. Heute liegt alles tot und öd um das so lebensfroh und wie sehnsuchtsvoll blickende Wasser her, als ob es nach Gespielen am Ufer, nach Leben bangte. Wie ein tiefliegendes, von gewaltigen Brauen umgebenes blaues Auge der Natur mutet es uns an, das Auge eines Kindes, die Brauen eines Mannes. Da, wo die Wasser über einen ausgeschwemmten Sattel der Basaltmauer sich südwärts ergießen, treten sie ein in eine langgestreckte, zwischen 8 und 20 km breite Aue, die der Fluß in starken Windungen in ziemlich raschem Lauf, sich stets so ziemlich in der Mitte haltend, durchfließt. Nach einem Lauf von, in gerader Linie gemessen, etwas über 100 km — das entspricht der Länge des Schiffahrtsweges von Spandau bis Burg bei Magdeburg —, während dessen sein Spiegel noch um 186 km sinkt, begräbt er sein Wasser 394 m unter dem Mittelmeere in dem großen Grab des Toten Meeres. Das ganze Thal ist umstarrt von kahlem, zerrissenem, schroffem Felsgebirge, das sich bald etwas näher heranwagt, bald wie scheu zurücktritt und durchschnittlich 600 m hoch aus der Tiefe aufsteigt. An den Uferbergen des Toten Meeres ist es zu erkennen, daß einst sein Spiegel 35 m über dem Mittelmeer stand. Die Senkung ist also entstanden durch einen gewaltigen Einsturz in der Zeit zwischen Tertiär und Quartär. In diesem Erdspalt steigt die Temperatur bis zu einer dumpfen Glut, derjenigen Nubiens vergleichbar, die alles versengt und die weitesten Strecken in Wüsten verwandelt. Aber wo aus der diese glühende Luft umstarrenden Felsenmauer Wasser in die Aue dringt, da entwickelt sich tropische Vegetation, zumal morgens und abends ein etwas kühlender Luftzug die Schlucht entlang zieht. So war einst an der Stelle, wo von Westen her besonders viel Wasser sich ergießt, wenige Stunden vom Toten Meer nordwärts, die Palmenaue von Jericho erstanden,

ein Paradies von märchenhafter südlicher Pracht mitten in der Wüste, das einen Herodes veranlaßte, sich seinen Winterpalast hierher zu bauen. Heute wuchern in verwilderten sog. Gärten, die man eher ein Urgebüsch nennen möchte, wenige Palmen, aber allerlei Tropengewächse durcheinander, darunter Rebstöcke, von denen man siebenmal im Jahre Trauben schneiden kann, Trauben von einer Größe und Pracht, daß die alte Kundschaftergeschichte verständlich wird.

Das Tote Meer ist, was sein Name sagt. Bleischwer ruht der bleiblaue, in der Nähe ins grünliche einer schönen Patina spielende Spiegel unter der brütenden Luft. Wie Riesengrabsteine starren rings in scharfen Kanten kulissenförmig hintereinander unmittelbar aus dem Wasser aufsteigend die kahlen gelbroten Berge. All die Risse sind scharf gezeichnet, als wären es verwitterte Grabinschriften von Riesenhand geschrieben. Nach Süden versinkt das Ufer des 76 km, d. h. mit dem des Genfer Sees gleich langen Wasserspiegels. Meist liegt ein Dunstschleier über den Bergen, in den die Sonne wunderbare Farbenspiele zaubert. Trotz alles großartig Starren hat die Landschaft Reiz, den Reiz eines schönen Totenantlitzes, über dem der Friede lächelt. Kurz nach der grünen Oase von Jericho beginnt der Boden zu zerstäuben. Aber darüber lagert je näher, je mehr sich ausdehnend, wie eine Rinde, eine getrocknete, gebackene Lauge. Sie knistert unter dem Fußtritt des Pferdes. Zuweilen ragen, nachdem die übrige Vegetation sich völlig verloren, die letzten flatternden Vögel verschwunden, graue Haufen auf, wie große Maulwurfshügel; das ist ein blattloses Dorngestrüpp, die Dornen fingerlang; in der Nähe von Jericho wuchs es noch hoch wie ein stattlicher baumartiger Busch. Das ist auch hier das letzte, was die erstarrende Welt beut, als ob sie sich an Unschuldigen rächen wollte gegen den Tod im Busen — Dornen, knochenharte, todesgraue Dornen. Das Wasser des Sees enthält 24—26% feste Bestandteile, meist Salze und andere Chlorstoffe. Es schmeckt widerlich, brennt auf den Schleimhäuten und in den Augen heftig, prickelt die Haut sehr anregend. Man bewegt sich darin mühsam wie in Öl. Die Glieder werden durch die Schwere des Wassers immer wieder an die Oberfläche gehoben; unterzutauchen ist eine Kunst, zu ertrinken ein unmögliches Unterfangen. Salz und Asphalt, daher Judenpech genannt, ist

zu allen Zeiten aus dem See gewonnen worden. Früher scheinen die Bäder auch als Kurmittel gebraucht worden zu sein. Ob sich nicht Industrie und Heilkunde eines Tages wieder auf die Nutzbarmachung und Ausbeutung dieses Wassers besinnt — falls erst eine andere Verwaltung des Landes solches ermöglicht. Wer weiß, ob nicht in diesem Toten Meer ein verwunschener Schatz ruht, den es nur zu heben gilt.

Was östlich vom Jordan und seinen Seebecken liegt über der graugelben Mauer der Berge, ist überaus fruchtbares Hochplateau, Weizenland erster Güte, dazwischen Weidetriften, welche Nahrung für gewaltige Herden bieten. Schon im Altertum waren die Rinder Basans berühmt. Es ist durchbrochen von tiefen schluchtartigen wasserreichen Thaleinschnitten. Im Norden in größerer, im Süden in kleinerer Entfernung von der Jordanaue verliert sich Feld und Weide ostwärts allmählich in Steppe und Wüste. Dies Ostjordanland, das Ungarn Syriens, war die Kornkammer, auch der Fleischmarkt für das zwischen Jordan und Mittelmeer liegende Land. Heute noch sind in der Erntezeit täglich auf der nur dazu gebauten Bahn, die von Damaskus beinahe 100 km südwärts geht, 10—12 Güterzüge, auf der Linie über Genezareth nach Haifa zum Mittelmeer täglich 8000 Kamele in Bewegung, die Ernte zu den großen Stapelplätzen zu schaffen. Es war aber auch allezeit das offene Einfallsthor für die Raubzüge der Beduinen; sein Besitz, mindestens seine Grenzen blieben darum stets strittig.

Der Teil des Landes, der durch seine Geschichte berühmt und uns allen bedeutsam geworden, ist nun aber nur der schmale Streifen, der jetzt noch übrig bleibt, der zwischen Jordan und Mittelmeer sich vom Libanon bis zur Sinaiwüste hinabzieht. Im Norden ist die Breite vom Meer zum Jordan gleich der Entfernung von Berlin nach Eberswalde, oder zweimal so weit als von Berlin nach Potsdam; im Süden wächst sie bis zur Entfernung von Berlin nach Frankfurt a. O. Der Flächeninhalt ist etwa so groß wie der von Mecklenburg-Schwerin. Welch wunderbare Grenzen hat dies kleine Fleckchen Erde! Im Norden von Schneehäuptern überragt, in seinen Grenzgebieten noch halb Hochgebirge mit subalpinem Klima, im Süden in heiße Wüste übergehend, westlich vom Meer bespült und vom Seewind gefächelt, östlich von dem Sonnenherd der Jordanaue und von tropischen Zaubergärten und dahinter weiten

Fruchtgefilden begrenzt, bietet es auch in sich selbst noch die größte Mannigfaltigkeit

Wieder drängt sich als charakteristisch die nordsüdliche Linie auf. Der Landstreifen zerfällt in eine östliche und westliche Hälfte. Die östliche, dem Jordan zugekehrt, hat Gebirgs-, die westliche, nach dem Mittelmeere zu, Dünencharakter. Diese letztere, eine Niederung längs des Meeres, nach Süden immer breiter werdend und den Bibellesern bekannt als die Ebene Saron, ist bestimmt zu einem Garten Gottes. Es fehlt ihr nicht an Wasserläufen, die vom Gebirge zum Meer eilen. Der Boden, leicht gewellt, ist fruchtbar und mühelos zu bebauen. Wo er sich selbst überlassen ist, bedeckt ihn, falls er nicht durch das Fehlen jeder Regulierung des Wassers versumpft oder versandet ist, ein Wiesenteppich, der als das Vorbild aller orientalischen Teppiche erscheint, in den sattesten Farben von rot, blau, grün, gelb strahlend; allerlei blühender ewiger Klee bildet den Rasen; darauf brennen rotglühend Tulpen und Anemonen, und wiegen sich weiße und blaßviolette Cyklamen; darüber ragen auf, schlank wie Minarets, die Lilien auf dem Felde, ihre hellrosa lächelnden Glocken vom Winde leicht bewegt. Aus dem Felsen brechen neben den Cyklamen wilde wuchernde Rosen hervor. Zuweilen steht ein alter Eichenhain oder dämmert ein Olivenwald. Am Meere drunten, namentlich bei Haifa und Jaffa, wiegen Palmen ihre Fächerkronen über all der Herrlichkeit stolz zufrieden und beschaulich. Wo aber — namentlich durch schwäbische Ansiedler — das Land in Kultur genommen ist, da entwickelt es eine Fruchtbarkeit an Reben, Orangen, Citronen, Oliven, Feigen, Weizen, die überreich jeden Schweiß der Arbeit lohnt.

Steigen wir von dieser Ebene am Meer ostwärts in das Gebirgsland hinauf, so wechselt der Charakter von Nord nach Süd. Die nördliche Landschaft ist durch die Ausläufer des Libanon gebildet, die sich von stattlichen Höhen terrassenartig allmählich herabsenken, um sich in einer halbquer das Land durchziehenden, auf den Meerbusen von Akka mündenden, etwa sechs Stunden breiten Ebene, der Ebene Jesreel, zu verlieren. Diese Landschaft ist Galiläa, in zwei Tagen von Ost nach West, in dreien von Süd nach Nord zu durchwandern. Die nördlichere Hälfte ist fast rauh; mit frischer Gebirgsluft und strengen Formen, gesund und stählend. Dann, etwa beginnend mit der Linie, die den blauen palmenumrauschten Meerbusen von Akka

und den lachenden bergumschirmten See Genezareth im Norden berührt, liebliches Hügelland, ein Idyll in Linien, Farben, Vegetation; zuletzt die lachende, in Ähren wogende Ebene Jesreel, ein Brunnen an Fruchtbarkeit, nach Süden umgeben von einem schönen Kranz der Berge, vor allem dem weit ins Meer sich vorschiebenden stolzen Rücken des grünen Karmel im Westen, dem stolz ansteigenden kleinen Hermon im Osten. — Das war Jesu Heimat.

Südlich von den die Ebene Jesreel umsäumenden Höhenzügen setzt dann in Durchschnittshöhe von 8—900 m ein langer, in seinen Spitzen bis über 1000 m sich erhebender Bergrücken an, natürlich wieder in der Linie von Nord nach Süd sich erstreckend. Dieser Bergzug ist im ganzen unwirtlich, steinig, staubig; meist aus Kalk aufgebaut, von dem der Humus abgeschwemmt ist; im nördlichen Teil, zur Zeit Jesu Samaria genannt, noch etwas fruchtbarer; im südlichen, in Judäa, zum großen Teil eine steinerne Gebirgswüste. Von der Ebene am Meer aus ist der Blick auf den Bergzug, der nach dieser Seite langsam abfällt, mit seinen vorgelagerten, von uralten Städten und Kreuzfahrerburgen gekrönten Hügeln und seiner schönen Kammlinie höchst malerisch. Bis etwa zehn Stunden südlich von Jerusalem wechselt Steinwüste mit anbaufähigen Mulden und Rücken. Aber der Grundzug des Gebirges, zumal in Juda, ist streng, ja herb; ein hartes Geschlecht, ohne viel Phantasie und Gemüt mußte dieser Boden erziehen. Die Landschaft sieht den in sie sich versenkenden Beschauer fast an, wie das Gesicht eines Pharisäers.

Von Hebron an, zehn Stunden südlich von Jerusalem, geht die Landschaft allmählich über in die gewellte, steppenartige Wüste. Den Übergang bildet ein kahler durchrissener Karst. Dort wohnten die Idumäer. Diese Wüste erzog einen Herodes, den Tyrannen mit dem ausgebrannten kalten Auge und dem von wüsten Leidenschaften durchglühten Herzen.

Das ist das Bild des Landes, aus dem der Menschheit ihre heiligsten Güter, die erhabensten Deutungen der Rätsel des Daseins geworden sind. Aber nicht das Land hat sie hervorgebracht, sondern den Menschen, die auf diesem Lande sannen, rangen, kämpften, sind sie geworden. Sie sollen uns das nächste Mal beschäftigen.

II. Palästina als Heimat des Volkes Israel.

So eigenartig das Land ist nach Lage und Beschaffenheit, unser Interesse an Palästina ist doch vor allem veranlaßt durch das Stück Menschheitsgeschichte, das auf diesem Lande sich abgespielt hat.

Soweit unsere Kunde zurückreicht, war das Land stets bewohnt von Menschen, die zu der sogenannten semitischen Rasse gehören. Es scheint, daß die Wiege dieser Völkergruppe die große arabische Halbinsel gewesen ist. Die Fruchtbarkeit des Muttervolkes muß mit der Fruchtbarkeit des arabischen Landes in starkem Mißverhältnis gestanden haben. So wanderten immer wieder von Zeit zu Zeit Völkerstämme, die aus den wenigen fruchtbaren in die unfruchtbaren Gebiete verdrängt worden, in die die Hochwüste Arabiens in einem weiten Halbkreis vom persischen Meerbusen nordwärts zu den Gebirgen und dann westlich längs des Mittelmeers bis zur Sinaiwüste und dem Roten Meer wie mit einem Kranz umgebenden fruchtbaren Länder aus, sie zu bevölkern. Wenigstens ist die Vermutung wohl begründet, daß die Assyrer und Babylonier, die das Euphrat-Tigris-Land in der historischen Zeit inne hatten, aus dem Südosten Arabiens in vorhistorischer Zeit als Völkerwelle ausgespült wurden. Und ähnlich dürfte es im Westen gegangen sein. Aus Arabien schoben sich die Stämme, die dort nicht mehr leben konnten, längs des Küstenstreifens des Roten und des Mittelmeeres über die Sinaiwüste hinüber nordwärts vor. So finden wir Palästina, das uns interessierende Stück dieses Küstenstreifens, in vorgeschichtlicher Zeit von allerlei semitischen, den Arabern verwandten Völkern bewohnt. Vielleicht zuerst unter ihnen sind die Phöniker hier eingezogen. In der geschichtlichen Zeit sind sie schon ans Meer und dann, um ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen, aufs Meer gedrängt worden durch neue Völkerwellen. Die eine kam vom Norden herab, um das

ganze Küstengebiet zu überfluten und es wenigstens bis zum Libanon einschließlich in festen Besitz zu nehmen. Das war der Volksstamm der Hethiter. In ihm will man Spuren von abendländischen Elementen entdecken. Südlich des Libanon, im späteren Palästina, entsprechen den Hethitern die Amoriter, von denen nicht festgestellt ist, von wo sie herankamen, ob auch von Norden oder von Süden.

Aber auch diese zweite Schicht von Einwanderern konnte sich ihres Daseins in behaglicher Breite nicht allzulange freuen. Arabien, die Völkermutter, sandte neue Sprößlinge aus. Wir sind zur Zeit noch über die Richtung dieser Wanderung nicht ganz im klaren. Aber wahrscheinlich ist, daß wieder vom Euphrat-Knie, zunächst nur um den Libanon her flutend, auf der schmalen Straße zwischen Gebirge und Wüste ein Stamm sich südwärts wälzte, die Aramäer, von den Griechen später Syrer genannt, während, entweder als eine von ihnen weiter südwärts gedrängte Vorwelle auch von Norden her, oder aber vom Süden her aus der Sinaiwüste, in das heutige Palästina ein verwandter Stamm vordrang, die Hebräer. Die Aramäer im Norden breiteten sich vom Wüstenrand aus allmählich über den Libanon hinauf aus und sogen die Hethiter im Laufe der Jahrhunderte auf. Ähnliches gelang südlich des Libanon den Hebräern. Hebräer bedeutet die von drüben. Diesen Namen mögen den Eindringlingen wohl die vorher im Land ansässigen Amoriter aufgetrieben haben. Zu der Völkerfamilie der Hebräer gehören vier Stämme, die sich allmählich von einander in kleine unter sich engverwandte Völkerschaften sonderten. Paarweise stehen sie einander näher. Die östlich des Jordanerdspalts nach der Wüstenseite zu vordrangen, hießen Moab und Ammon. Die im Südwesten längs des Meergestades nach dem Westjordanlande hin sich vorschoben, hießen Edom und Israel. Erst später, als es unter den vier Brudervölkern den Israeliten gelang in Palästina selbst sich seßhaft zu machen und unter den Vieren die Vorherrschaft zu gewinnen, blieb der Name „Hebräer" an ihnen vorzüglich haften.

Diese semitischen Völker, insbesondere diejenigen, welche das arabische Mutterland verlassen und in jenem seine Hochwüste umgebenden Halbkreis sich angebaut hatten, sind, abgesehen von den uralten Ägyptern, deren Herkunft und Rasse noch dunkel ist, die Träger und wohl Schöpfer der ersten menschlichen

Kulturepoche, — wenn wir das östliche Asien außer Betracht lassen, das ja noch bis in unsere Tage eine Welt für sich bildet.

Die Anfänge desjenigen semitischen Volkes, das uns hier interessiert, des Volkes Israel, weisen uns in den äußersten Süden von Palästina. Die uns so trauten Ortsnamen Hebron, der Hain Mamre, Beer-Seba, die Stätten, an denen Abraham, Isaak und Jakob zelteten, liegen alle im Süden, Beer-Seba eigentlich schon außerhalb des späteren Palästina, in einem ganz unfruchtbaren, nur in der feuchtesten Jahreszeit grünen Wüstengürtel, der in die Sinaiwüste übergeht. Wie lange die durch jene Namen gekennzeichneten Stämme in diesen Grenzgebieten, halb Weide, halb Wüste, nomadisierten, ist aus den Patriarchengeschichten nicht zu entnehmen. Jedenfalls kam eine Zeit, wo ihnen ihre wachsende Zahl oder die sich einstellenden Kulturbedürfnisse diese Wüstenexistenz nicht mehr annehmbar erscheinen ließen. Und wohl weil sie nordwärts alles Land besetzt sahen, zogen sie, durch eine Hungersnot gedrängt, südlich nach Aegypten zu. Es mag ungefähr anderthalb Jahrtausende vor Christus gewesen sein. Sie fanden Raum im Lande Gosen, einer Niederung, die vom Nil aus eben dort, wo der Strom sich teilt, nach Osten zu die höher gelegene, bis dahin den Stromlauf begleitende Wüste durchbricht, mehr Weide als Ackerland, doch reich an Baumwuchs, Wasser und Gras. So war es für Nomaden wohl geeignet. Es ist das nicht der einzige Fall, daß die ägyptischen Könige solchen halb wilden, halb seßhaften Stämmen Aufnahme in ihrem Lande gewährten, sei es einfach, um durch die Mehrung ihrer Unterthanen eine Stärkung ihrer Kriegsmacht zu erlangen, sei es, um für ihre Kulturarbeiten neue Kräfte zur Verfügung zu haben. Im Anfang sahen die Aufgenommenen gute Tage. Eines ihrer Häupter gelangte sogar zu einer angesehenen Stellung bei Hofe. Aber als andere Könige herrschten, als die Kultur jener Gegend sich steigerte, namentlich als man hier große Städtebauten plante, große Getreidespeicher anlegen wollte, da zog man dieses harte, an Strapazen und Entbehrungen gewohnte Nomadenvolk zu Frondiensten heran, namentlich bei der Ziegelbereitung. Der Nomade fühlt sich immer als ein Aristokrat; er hat immer etwas Stolzes an sich. Er hat nicht, wie der Bauer, an die Scholle gebunden, diese zu bestellen im Schweiße seines Angesichts und in Geduld zu warten, bis etwas wächst, und damit

sich genügen zu lassen; er ist König über seine Viehherde, die ihn nährt, und mit der er frei über die Erde hinzieht, weilend, wo es ihm gefällt. So empfand es Gosens Hirtenvolk wie ein Antasten seiner Ehre und eine Freiheitsberaubung, als man seine jungen Männer zu solchen Handlangerfronden zwang. Es murrte wider seine Bedrücker.

Aber es fand nicht Kraft noch Wege sich zu befreien, bis die größte, fast über das Maß des Menschlichen hinausragende Gestalt seiner Geschichte aus der Mitte des geknechteten und wohl schon entarteten Volks aufsteigt, Moses, der Erlöser, wie sie ihn später gern nannten. Er hat das Volk wieder sich selbst gegeben, vor dem Aufgehen in Sklavenscharen bewahrt. Ja er hat die Hirtenstämme, die nur einen losen Verband bildeten, erst zu einem Volk gemacht. Dazu genügte freilich nicht seine gewaltige, in der Wüste und im Verkehr mit seinen freien Brüderstämmen dort gereifte Persönlichkeit, auch nicht die Wiederbelebung der Erinnerung an die alten Stammväter und ihre Wohnsitze, auf die darum die Enkel ein unverjährbar Recht hätten. Anknüpfend an die von jenen Vätern ererbten religiösen Vorstellungen rückte Moses vielmehr in den Mittelpunkt, um den die Stämme sich scharten, den kühnen Glauben, daß der Väter Gott, daß Jahve oder, wie wir zu sagen gewohnt sind, Jehova, d. h. wohl der Wehende, nicht nur ihr Gott, sondern auch sie sein Volk seien. Dieser einfache Bündnisgedanke, daß eine überweltliche, eine göttliche Macht sich dieses Volkes besonders annehme als ihres Eigentums, und daß dies Volk ein volles verbrieftes Recht habe auf deren Hilfe, das ist der Kern und Stern des Volkes selbst geworden. In urbildlicher Weise, im Licht der Geschichte erleben wir es hier, was auch von anderen Volksgründungen gilt, daß Religion, gemeinsamer höchster Besitz, gemeinsamer Glaube allein blutsverwandte Stämme zu einem Volke macht, ihnen die dazu nötige innere Einheit und, was noch mehr bedeutet, Selbstgewißheit verleiht.

Aber in einzigartigem Maße blieb bei diesem Volke, die es geschaffen, die Religion der Herzpunkt seines ganzen Seins. Alle Kultur ist irgendwie auf dem Boden der Religion erwachsen oder durch sie befruchtet und bestimmt. Aber hier ging alle Kultur nahezu auf in der Pflege der Religion und löste sich niemals los von diesem ihrem Mutterboden. Jahve ist der Quell alles Rechts, Jahve der König, der Heerführer.

Soweit staatliche Ordnungen entstehen, gilt alle Autorität als von ihm übertragen, als ein Ausfluß seiner souveränen Macht. Propheten, Männer Gottes, sind die führenden Geister, mehr als Könige und Priester. Doch auch die Könige sind Söhne Gottes. Aber vor allem — dieser Jahve thront nicht fern und hoch und unnahbar über den Menschen. Er wohnt unter seinem Volk. Er hat sein Zelt in der Mitte des Zeltlagers. Die Bundeslade, eine trag- und fahrbare Lade mit Heiligtümern, ist die Trägerin seiner Gegenwart. Er thut seinen Willen kund, nicht durch Vogelflug oder Eingeweide des Opfertiers, sondern durch geistgewaltige Persönlichkeiten. So ist alles lebendig, warm, beweglich, unmittelbar, oft plötzlich. Im Gewitter naht Jahve; auf den Wolken fährt er einher. Man kann mehr als eine Verwandtschaft finden mit dem Wodan der Germanen. Über das „Wesen" Jahves hat der große Mann der That, Moses, so wenig zu spekulieren Zeit und Bedürfnis gehabt, als das um seine Existenz ringende Volk. Genug, daß sie ihn besaßen, daß sich der geheimnisvolle Bund als wirksam erwies in aller Not und Gefahr. Die Frage, ob ihr Jahve der Gott ihres Volkes sei, wie andere Völker ihre Götter haben, oder ob er der Gott der Welt, der Völker sei, stellt sich ihnen nicht. Welt, Völker, Menschheit, das waren Begriffe, die noch nicht existierten am Horizont dieser Anfänger. Später haben sie ihn wohl bezeichnet als der Götter Gott. Zunächst ruhten sie darauf aus, daß er der Gott Israels war.

Die dem Ruf des Moses folgten — man glaubt Spuren davon zu besitzen, daß auch noch später Israeliten in Gosen lebten —, die führte der mutige Mann von dem verhältnismäßig geordneten, gesicherten und aller materiellen Sorgen ledigen Dasein, von den Fleischtöpfen Ägyptens, wie sie später sagten, hinaus in das Wüstenland, wo sie einst gezeltet, zum täglichen Kampf um sein Dasein. Ob in dieser Zeit für die zusammenwachsenden Stämme der stolze Name Israel „Gott streitet" wie eine Kriegsparole sich durchsetzte? Jedenfalls bewahrte sich, wie die Geschichte zeigt, der Stamm Juda dem in dem Namen Israel verkörperten Stämmebund gegenüber ein hohes Maß von Selbständigkeit, wie er denn allein seinen eigenen Namen festhielt. In der harten Schule des Wüstenlebens wurde das Volk gesichtet und verlor seine Weichlichkeit und seinen Wankelmut; dort wuchs es zusammen. Dort gestaltete der Gott, der es aus Ägyptenland geführt, sich aus

zum Gott, der Recht und Sitte, Ordnung und Gesetze giebt. Dort in der Wüste Sinai wurde es zum Volk, zum Volke Gottes. Aber in der Wüste konnte ein Volk, das in Gosen gewohnt, nicht bleiben. Mächtig zog es sie dahin, wo die Erinnerungen an die Väter hafteten. So finden wir es nach längerer Wüstenwanderung sich dauernd lagern im Süden des Westjordanlandes, freilich etwa 100 km südlich noch von Beer Seba, tief in der Wüste. Ein reicher Brunnquell, Kades Barnea, bildete den Mittelpunkt für seine Herden. Wie lange es dort gezeltet hat, wissen wir nicht, wohl ein Menschenalter. Manch einmal mag es in dieser Zeit weiter nordwärts gestrebt haben, aber da waren die Idumäer, und noch weiter nördlich, wie die Kundschaftergeschichte erzählt, andere mächtige Stämme. Das Land ihrer Väter war in andere Hände übergegangen! Den Wall der Idumäer vermochten sie nicht zu durchbrechen. Von damals mag sich die bittere Feindschaft der beiden verwandten Völker herschreiben. Israel war auf die Wüste und ihre Weideplätze angewiesen. Dort streifte es hin und her, wie heute noch die Beduinenstämme.

Da entstand irgend eine Unruhe im Ostjordanland, einem Land, das dem von den Israeliten besetzten Gebiet weit vorzuziehen war. Moab und Ammon lagen sich dort in den Haaren. Sie pflanzte sich fort nach Südwesten. Israel kam in Bewegung. Mit ihrem bewährten Führer Moses brachen die Nomadenstämme auf, umzogen das Tote Meer und drangen auf dessen Ostseite nordwärts vor. Zuletzt machen sie Halt wenig nördlich vom Einfluß des Jordan in das Tote Meer. Auch dort weilten sie wohl etliche Jahre. Moses starb, ohne sein Volk in das Land der Väter, das zu suchen sie mit ihm aufgebrochen waren, geführt zu haben. Vom Berge Nebo blickte er, so erzählt der Bericht, noch hinüber in das Land, das wie ein Wunderland vor ihrer Phantasie lag.

Nun kommt die zweite Epoche in der Geschichte Israels. Das nomadisierende Wüstenvolk war ausgerüstet mit drei Gütern: den Erinnerungen an seine Erzväter, Erinnerungen und Nachwirkungen ägyptischer Kultur — wie hoch wir die veranschlagen dürfen, ist freilich immer noch nicht klar — und, was mehr war, einem lebendigen Gott in seiner Mitte, in dem es seine Zukunft geborgen wußte. In verschiedenen wellenartigen Vorstößen drängt es in den nächsten Generationen über den Jordan.

Den Anfang macht der offenbar ziemlich starke Stamm Juda und zwar, was sehr bemerkenswert ist, auf eigene Faust und Gefahr. Zwei kleinere Stämme, die sich ihm anschlossen, Simon und Levi, werden dabei aufgerieben. Es gelingt ihm nach großen Verlusten sich in dem ziemlich unwirtlichen Teil des Gebirgszugs zwischen Totem Meer und Küstenebene festzusetzen, dem er für die Folgezeit seinen Namen giebt: Gebirge Juda. Hebron, wo noch David in den Anfängen seine Residenz hat, mag den Mittelpunkt gebildet haben. Der Tausch war kein glänzender, und doch so schwer erkauft. Juda scheint lange Zeit, vielleicht Jahrhunderte, in ganz losem Zusammenhang mit den anderen Stämmen, sich langsam erholend, ein ziemlich verlorenes und kümmerliches Dasein gefristet zu haben, als sollte es seine Kräfte sammeln und sparen, bis seine Zeit herankam; in manchem Belang zu vergleichen den germanischen Ansiedlern des Mittelalters im Nordosten des heutigen Deutschlands.

Etwas später drangen weiter nordwärts unter Führung eines gewaltigen Kriegshelden, Josua, die übrigen Stämme über den Jordan. Das Land war viel schöner, als das von Juda besetzte; darum auch das Ringen ein heißeres. In glänzenden Siegen verdrängten die Eindringlinge, die sich auf alte Besitztitel beriefen, strichweise die jetzigen Bewohner. Kanaaniter werden diese in den Erzählungen meist genannt. Kanaan = Niederland bezeichnet zunächst die Niederung an der Meeresküste. Deren Bewohner müssen aber in der Zeit vor Israels Einwanderung auch das Bergland allmählich besetzt haben, so daß durch sie der Name Kanaan auf die ganze von ihnen besetzte Landschaft, das Land zwischen Meer und Jordan, sich ausdehnte und den der Amoriter verdrängte. Die Eroberung des ganzen Landes war das unendlich mühsame Werk von Jahrhunderten. Gewaltige Helden traten auf, deren Thaten, sagenumrankt, das Richterbuch meldet. Zwischen stillen Jahren der Ermattung und Sammlung auf beiden Seiten kühne Kriegsthaten mit Verachtung des Todes und des Lebens, die manchmal zur Ausrottung von ganzen Stämmen führte. Besonders heftig wurde um den Besitz der Kornkammer, der Ebene Jesreel, gekämpft. Einer dieser Siegesthaten verdanken wir das älteste zusammenhängende Lied der Hebräer, das Deborahlied. Viel langsamer als das flache Land werden die ummauerten, auf den Höhen gelegenen Städte gewonnen. Am

längsten hat Jerusalem widerstanden. Vielleicht 40 Jahre vor ihm fiel Sichem, zeitweise die Hauptstadt des Landes.

So kam zu seinem Glück das Nomadenvolk erst allmählich und mühsam in den Besitz der Kulturstätten des Landes. Denn die Kanaaniter, wohl in naher Verbindung mit den Phönikern stehend, die selbst auch oft Kanaaniter genannt werden, müssen schon eine ziemlich hohe Kulturstufe erreicht haben. Sie besaßen Städte, eine geordnete Verwaltung, ein geordnetes Kriegswesen. In diese Kultur wachsen nun die Wüstenstämme hinein. Terrassierte Gefilde, wohlbewässerte Gärten, klar verteilte Feldbezirke, gut gebaute, feste Städte fielen ihnen zu, ohne daß sie an dem allem selbst gearbeitet hatten. Es ereignete sich hier in bescheidenen Verhältnissen, was uns aus der germanischen Völkerwanderung bekannt ist. Allmählich wandelte sich dadurch der Charakter. Aus dem harten Wüstengeschlecht wurde ein genußfrohes, hin und her zur Verweichlichung neigendes Volk. Dazu kam, daß die Kanaaniter nach und nach mit ihnen verschmolzen. Und an die Stelle des strengen, gewitternden Jahve nahmen sie gern den freundlichen, für die Üppigkeit empfänglichen Baal, den Volksgott der Kanaaniter an, der etwa dem Dionysos bei den Griechen entsprach, der Gott der Fruchtbarkeit, insbesondere des Weins, und dann des Sinnesgenusses überhaupt.

Die nächsten Jahrhunderte sind ausgefüllt von dem hin- und herwogenden Geisteskampfe zwischen Jahve und Baal, dem geistigen Gott und dem materiellen Gott, dem Gott des Volkes und dem Gott des Landes. Menschlich angesehen ist es ein Wunder, daß in diesem Kampf, ob auch Baal im Gebiet gottesdienstlicher Übungen häufig den Ton angab und die Formen bestimmte, Jahve zuletzt den Sieg behielt. Denn Baal, der Gott des Landes voll Milch und Honig, hatte viel mehr für sich als Jahve, der mit seinem Volk von der Wüste kam und in der Wüste am Sinai sozusagen heimisch war. Dieser Geisteskampf aber vermochte allein das Volk, das nun endlich sich seines Lebens zu freuen beginnen konnte, nicht in Bewegung zu erhalten. Rein geistige Interessen halten nun einmal bei der Natur der Menschen nicht auf die Dauer vor. Es bedarf eines Stachels auf dem materiellen Gebiet des Lebens. Und ein solcher fehlte dem Volk Israel nicht.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß das Volk,

dem dieser Beruf zufiel, das Volk der Philister, nicht zu den Semiten gehörte, vielmehr mit größter Wahrscheinlichkeit den Ariern zuzuzählen ist und seine Urheimat auf Kreta oder in Südkleinasien hatte. So erleben wir hier den ersten Zusammenstoß der beiden Rassen, deren Ringen miteinander eine ganze Epoche der Weltgeschichte ausfüllt. Diese Philister wohnten in der reichen Küstenebene von Jafa an südlich bis nach Ägypten hin in Städten, die zu einem Städtebund geeinigt waren und ihren Reichtum vor allem aus dem durch sie vermittelten Karawanenhandel des Nordens mit Ägypten zogen. Es stand auf ziemlich hoher Stufe der Kultur, war militärisch und finanziell trefflich organisiert und hatte an Ägypten seinen Rückhalt.

Im Lauf der Jahrhunderte, in denen die Israeliten vom Osten her das Land besetzten, drangen die Philister vom Süden die Ebene am Meer entlang nordwärts, wo sie einen israelitischen Stamm, den Stamm Dan, zwangen, seine Sitze aufzugeben und sich am Fuße des Libanon im äußersten Norden eine neue Heimat zu erobern. So gelangten sie im Lauf der Jahre bis an den ins Meer vorspringenden Karmel. Vermutlich hatten sie es vor allem auch auf die Ebene Jesreel, die hinter dem Karmel lag, abgesehen, zumal von dort aus günstige Karawanenwege nach Damaskus zu gewinnen waren. Aber auf diese Ebene hinab schaute auch die Bundeslade der Israeliten. Seit Eroberung des Gebirges war sie in Silo aufgestellt, fast am Nordende des nordsüdlichen Gebirgszugs, kurz ehe er in die Ebene Jesreel abfällt. Hier mußte die Entscheidung fallen in dem ersten, noch in so bescheidenen Maßen gehaltenen Ringen zwischen Griechen und Semiten, West und Ost. Schon hatten die Philister die ganze Ebene besetzt, zu der einst Deborah dem Volke den Zugang erstritten. Da fiel auch die Bundeslade, das Heiligtum des Volkes, in ihre Hände; sie schleppten sie davon in eine ihrer Städte. Mit einem Schlag war Israel sein materieller und sein geistiger Rückhalt genommen.

Wieder, wie stets bisher in dem wechselnden Kriegsglück gegenüber den Kanaanitern, gebar die Zeit den rechten Mann, wiederum eine der einzigartigen Größen dieser Geschichte. Nicht fern von den Grenzen des dem Volksleben Israels völlig entrückten Stammes Juda wohnte auf einer Höhe, Rama, der Wundermann, Samuel, ein Seher in der Art, wie die Griechen sie auch kannten, ein „weiser Mann", bei dem die Leute sich

Rat holten in allerlei Nöten und Schwierigkeiten. Aber der Seher war ein Prophet Jahves. Darum glaubte er an des Volkes Zukunft. Alles, was er thut, geht im großen Stil, alles atmet warmen Patriotismus, unerschütterlichen Glauben, ruhige Selbstgewißheit.

Schon öfter war der Gedanke an ein einheitliches Regiment als die einzige sichere Rettung des Volks in all seinen Bedrängnissen aufgetaucht und zu Plänen ausgereift. Auch Samuel greift ihn auf. Und er findet den rechten Mann, an Gestalt einen Halbriesen, Saul. Im Namen Jahves salbt er ihn zum Könige. Saul wurde der Retter des Volkes aus der Philisternot, ein Kriegsfürst, kühn und rasch im Entschluß, durch Widerstand aufs äußerste gereizt, schlagfertig ohne Federlesen. Hat er das Werk auch nicht vollendet, er hat der Flut einen Damm entgegengesetzt und sie zum Stehen gebracht. Und was nicht weniger bedeutsam: er hat das Volk in dieser Not beisammen gehalten. Es fand in ihm, dem Könige, einen neuen Einheitspunkt.

Aber noch etwas war für die weitere Entwicklung der Dinge maßgebend. Saul gehörte dem südlichsten der Stämme Israels an, dem Stamme Benjamin. In Gibea, seinem Familiensitz, residierte er in patriarchalischer Einfachheit. Auch die Priester von Silo sammelten sich in dieser Gegend wieder in Nob, nicht weit nördlich von Jerusalem. Dadurch wurde endlich nach Jahrhunderte langem Verschollensein der südlich an Benjamin grenzende Stamm Juda in die Geschichte Israels verflochten. Der Schwerpunkt des Volkstums verschob sich für einige Generationen nach dem Süden. Während Israel im Norden in den fruchtbaren kultivierten Landesteilen mit Baal sich befreundete, hatte wohl Juda auf seinen steinigten Bergen, dem Hirtenleben der Vorfahren treu, um so tiefer in Jahve sich versenkt und in seiner Armut an ihn sich geklammert als einzigen Reichtum. Jemehr die reicheren Gebiete Israels durch die Philister verwüstet waren, desto leichter konnte Juda emporkommen.

Die Geschichte Sauls war im Grunde eine Tragödie. Trotz glänzender Siege gegen Philister und Wüstenvölker findet er in einer Philisterschlacht in der Jesreelebene an deren südöstlichen Berggrenzen, den Bergen Gilboa, einen unrühmlichen Tod, nicht ohne eigene Schuld. Das Vertrauen des Volkes und des großen Sehers hatte ihn schon früher verlassen. Da mit

ihm sein Heldensohn Jonathan fiel, war eine Erbfolge ausgeschlossen. Vielmehr wandten sich vieler Augen auf den von dem greisen Seher schon länger erkorenen, vom Hirten zu Bethlehem zum Busenfreund des Königssohnes, ja zum Tochtermann des Königs, vor allem zum Liebling des ganzen Volkes herangewachsenen David, Sohn Isais, aus dem Stamme Juda. Seit die Eifersucht des alternden Königs ihn verfolgte, so daß er, seines Lebens nicht mehr sicher, zu den Philistern flüchten mußte, war er halb Räuberhäuptling, halb Günstling des Erbfeinds geworden. Nach Sauls unrühmlichem Tod ward er zunächst König von Juda, allmählich aber fiel ihm Sauls ganzes Erbe zu.

Dieser Hirt aus Juda war berufen, nächst Moses der größte Mann seines Volkes zu werden, mehr vielleicht noch in der verklärenden Erinnerung als in der geschichtlichen Wirklichkeit. Sein Erinnerungsbild war das Unterpfand aller Zukunftshoffnung, der lichte Stern, der aufleuchtete, so oft es dunkel wurde um das Volk. Am schönsten hat er sich selbst gezeichnet in dem Trauerlied auf den Tod des Königs, der ihm so oft den Tod geschworen, und seines Busenfreunds, der doch im Grund sein Rivale war. Es stehe auch hier, ein Denkmal für beide, den Besungenen und den Sänger.

Deine Edelsten, Israel, liegen erschlagen auf deinen Höhn.
Wie sind die Helden gefallen!

Sagt's nicht an zu Gath, kündet's nicht in Askalons Gassen,
Daß sich nicht freuen der Philister Töchter,
Nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen.

Ihr Berge Gilboa, nicht Tau noch Regen falle auf euch,
Ihr Todesberge, da der Helden Schild im Staub liegt,
Der Schild Sauls, nicht gesalbt mit Öl.

Vom Blut der Gefallenen, vom Fett der Helden
Ließ Jonathans Bogen nicht ab,
Kam Sauls Schwert nicht leer zurück.

Saul und Jonathan, einander lieb und hold im Leben,
Sind auch im Tode nicht geschieden.
Wie die Adler flogen, wie die Löwen kämpften sie.

Ihr Töchter Israel, Saul beweinet,
Der euch mit Purpur und feinem Linnen kleidete,
Der goldenen Zierrat heftete auf euer Gewand.

Wie sind die Helden gefallen im Streit,
Jonathan erschlagen auf deinen Höhn!

Es ist mir weh um dich, mein Bruder Jonathan,
Ich habe Freude und Wonne an dir gehabt,
Deine Liebe war mir wundersamer als Frauenliebe.

Wie sind die Helden gefallen,
Untergegangen die Waffen des Streits!

Das ist David! Eine große Seele voll Feuer des Empfindens und Schwung der Phantasie, eine Seele, die vergessen, die sich auch an einer Größe freuen kann, die ihm das Leben sauer gemacht hat, ein Herz voll Liebesglut und Freundestreue bis über den Tod, ein Held und ein Sänger, kühn und zart. Und, um das gleich beizufügen, ein König vom Scheitel bis zur Sohle und zugleich ein Hirt, d. h. ein Mann, ein Liebling des Volkes, aus dessen Mitte er hervorgegangen; ein weit blickender Staatsmann und ein innig frommes kindliches Gemüt; voll großer Gedanken und durchzuckt von echt menschlichen Empfindungen, eine wunderbare Mischung! Daß ihm auch gelegentlich orientalischer Tyrannensinn nicht ganz fehlte, braucht nicht verdeckt zu werden; er war ein Kind seiner Zeit; er hat es ehrlich und bitter genug gebüßt. Diesem David gelang es, für eine kurze Zeit Juda zum Mittelpunkt des Volkes zu erheben und es teilnehmen zu lassen an den großen Hilfsmitteln des reicheren Israel oder Ephraim, wie es nun gerne nach seinem mächtigsten Stamme genannt wird, wenn der Name Israel für die neue Volkseinheit Verwendung fand. Dies geschah vor allem durch eine die ganze Zukunft des Volkes bestimmende That, die Eroberung der im Norden Judas liegenden, noch einzig in fremden Händen verbliebenen Bergfeste Jerusalem, deren Name schon um 1500 unter den den Ägyptern damals dienstbaren Städten Kanaans erscheint. Die eroberte Stadt, durch ihre Lage fast uneinnehmbar, bestimmte er mit sicherem Scharfblick zur Hauptstadt des von ihm erst gegründeten, straff einheitlichen Staatswesens. Indem er die von den Philistern glücklich zurückgewonnene Bundeslade dort aufstellt und aus dem nahen Nob die Priester um sie sammelt, macht er die Hauptstadt zugleich, wie es des Volkes Art erforderte, zum religiösen Mittelpunkt.

Aber dieses Staatswesen schien unter Davids glücklicher Hand mit einem Male zu einem Weltreich auswachsen zu wollen. In langwierigem Kampfe brach David der Philister Macht für immer. Mit seinen sieggewohnten Scharen unter-

warf er sodann die Brudervölker Moab und Ammon drüben im Osten im ersten Ansturm. Bald folgte ihnen Edom im Süden. Bis an die Grenze von Ägypten, bis weit in die Wüste, bis zum Roten Meer und nordwärts bis Damaskus dehnte er seine Herrschaft aus. Mit den Phönikern verbündete er sich durch enge Handelsbeziehungen. So stand Israel plötzlich mitten unter den in Vorderasien um die Vormacht kämpfenden Kulturvölkern als gleichberechtigt, seinen Anteil fordernd.

Unter Davids Sohn und Nachfolger Salomo schritt das Reich auf dieser Bahn weiter. Zwar verlor er einige Grenzgebiete; aber er schien den Verlust zu ersetzen durch die Heirat der Pharaonentochter Ägyptens und die engeren Beziehungen zu Tyrus. Der Handel wächst bis nach Ophir, wohl Südarabien. Reichtum kommt ins Land. Pferde und Bauten und wohl auch Frauen sind des Königs Leidenschaft. Die verschiedenen Teile der Bevölkerung verschmelzen sich vollends rasch. Aber auch von draußen dringen neue Elemente arabischer, ägyptischer, ja babylonischer Herkunft herein. Israel tritt in den Weltverkehr und Kulturaustausch. Doch schöpferisch erweist sich dabei das neue Kulturvolk auf keinem Gebiet dieser Kultur. Der Tempel ist eine Mischung phönikischer und ägyptischer Vorbilder. Überall lehnt Israel sich mit großer Aneignungsfähigkeit an. Nur in seiner Religion bewahrt es, trotz des Eindringens fremder Kulte unter dem weitherzigen Weisen auf dem Thron, seine Eigenart, und alles wird religiös gefärbt und in den Dienst der Religion gezogen. Darum hatte das Volk auch wenig Sinn für seine Weltstellung, für Königsprunk und äußere Politik.

Das Weltreich, immer noch in seinen Anfängen stehend, aber doch in solchen vorhanden, war nicht der Beruf dieses Volkes. Wie ein Traumbild zerging es, als Salomo, dessen Leidenschaften dem Volke sehr teuer zu stehen gekommen waren, die Augen schloß. Die alte Ordnung der Dinge trat wieder ein. Der Schwerpunkt kehrte nach Norden zurück, dessen Stämme wohl schon die ganze Zeit darauf eifersüchtig waren, nach der Ebene Jesreel. Juda löste sich wieder los und versank in sich. Aber es trug aus dieser kurzen Teilnahme am Leben Israels reichen Gewinn davon. Die Hauptstadt jener Glanzzeit lag in seinen Grenzen; in ihren Mauern stand der Tempel mit der Bundeslade; in Davids Palast herrschten Davids Nachkommen.

Aber mit diesen Schätzen, von denen es nun lebt, zog es sich, weltgeschichtlich geurteilt, in völlige Verborgenheit zurück. Für die nächsten Jahrhunderte ist seine Existenz ohne jedes Gewicht, ob es auch in den Kämpfen Israels mit seinen gleich starken Nachbarn, vor allem mit Damaskus, hin und her bald Israel bald dessen Gegner gegen kleine Vorteile seine unbedeutende Unterstützung leiht.

Die Geschichte, was wirklich so zu heißen verdient, spielt in Israel, d. h. im Norden des Landes. Mittelpunkt war erst Jesreel, später Samaria. Es ist keine schöne Geschichte. Es fehlte jedes große Ziel und jede große Tradition. Die hing an Juda und Jerusalem. Eine Dynastie stürzt die andere. Die wenigsten Könige sterben eines natürlichen Todes. In wechselnder Stärke machen sich die Einflüsse oder die Übermacht bald von Damaskus, bald von Tyrus geltend. Daneben wird es durch Abfallsgelüste Moabs und durch gelegentliche Herausforderungen des abgefallenen Juda in Bewegung gehalten. Arm kann das Leben nicht gewesen sein. Auch an Ereignissen und an Charakterfiguren war es nicht arm. Aber klein war es.

Für die große Geschichte der Menschheit bedeutsam ist im Grunde nur eine einzige Bewegung. Natürlich liegt sie im Gebiet der Religion. Der Baaldienst hatte immer noch seine Anhänger. Die Gewohnheit, Jahve in ähnlichen, nur selbstverständlich von den Ausschweifungen freien, Formen auf Höhen zu dienen, war eine stete Versuchung, Baal an seine Stelle zu setzen. Nachdem gar eine phönikische Königstochter Isebel als Ahabs Gemahlin Königin in Israel geworden, brachte dies dem Baaldienst, der nun hoffähig war, eine mächtige Stärkung. Das Volk drohte ihm zuzufallen. Seine nationale Existenz wäre damit verloren und der Jahveglaube, auf das kleine schwache Juda beschränkt, für die Zukunft aufs äußerste gefährdet gewesen. Wieder fehlte zur rechten Stunde nicht der rechte Mann. Vom Ostjordanland, wohin phönikischer Einfluß nicht so leicht durchdrang, stürmte er einher, wie ein Gewitter, der Feuergeist, der auch das Schwert aus Eisen nicht verschmähte, wenn das Schwert des Geistes nicht ausreichte, Elia, wieder eine der gigantischen Gestalten, an denen dieses Volkes Geschichte so reich ist. Er nimmt mit seiner Person den Kampf auf gegen die Königin und ihren schwachen Gemahl, ihre Priesterscharen und die Strömung im ganzen Volk. Aber

hinter ihm steht Jahve, nicht mehr nur als Israels Gott, sondern als der allein wahre Gott, nicht mehr nur oder in erster Linie als eine nationale, sondern vor allem als eine sittliche Macht. Gott erscheint losgelöst, unabhängig von der Existenz des Volkes und steht für sich, eine in sich ewige Gewalt, die Gericht hält über sein Volk und über die Völker. Hohn und Verfolgung erntet der gewaltige Rufer im Streit der Geister. Aber er weicht nicht. Und er behält den Sieg. Er rettet den geistigen Gottesglauben an der einzigen Stätte, da er Wurzel gefaßt auf Erden, rettet ihn für die Menschheit.

Dem geistigen Sieg folgte der äußere. Elias Schüler, Elisa, von des Meisters Geist nur die herbere Seite erbend, verbündet sich mit einem ehrgeizigen, gewissenlosen Kriegsmann, Jehu. In einer blutigen Umwälzung, die selbst im Orient durch ihre Grausamkeit anwidert, wird die Dynastie, die es so weit hatte kommen lassen, ausgerottet, und als Parteigänger Jahves gegen Baal tritt Jehu und sein Haus das blutbefleckte Königserbe an. Noch erlebt das kleine Reich eine kurze Zeit äußeren Glanzes unter Jerobeam II. Wie das einem Elias und Elisa noch fernliegende Unternehmen des unter diesem König wirkenden Amos, seine prophetischen Reden niederzuschreiben, beweist, verbreitet sich auch die Schriftkunde im Volke.

Dann warnt die Weltenuhr. Es war ums Jahr 780. Im Norden hört man's dröhnen. Aus dem Euphrat-Tigrisland war es aufgestiegen wie eine schwere Gewitterwolke, hatte sich nordwärts am Bergland hin nach Westen dem Mittelmeer zu gezogen und lagerte nun drohend über dem Libanon. Nun war ein wirkliches, das erste wirkliche Weltreich in der Bildung begriffen, das Reich Assur. Die Völker, über deren Länder seine Reisigen hingestürmt, hatten ihm nicht widerstehen können. Mächtig erweitert sich der Horizont, während die Eigenart und Sonderexistenz der Völker wie in einem Völkermörser zerstoßen wird. Jetzt droht dasselbe Geschick Israel. Da taucht wieder Juda auf. Von seinen Hirten aus Thekoa einer, Amos, mit rauhen Naturlauten, mit ursprünglicher Kraft, erscheint in Bethel, am höchsten Heiligtum Israels und kündet ihm strafend den Untergang. Denn Jahve läßt sich nicht mit Opfern und Festen gewinnen, er fordert Gerechtigkeit. Mit erschütterndem Pathos wird Jahve verkündigt als die Macht der Sittlichkeit, unerbittlich stehend zu seinen Forderungen.

Aber hat auch das Volk sein Dasein verwirkt, Jahve geht nicht mit unter. Alle anderen Götter stürzen zusammen mit ihren Völkern. Er kann auch leben ohne das Volk. In Parallele mit dem Erstehen eines Weltreiches wächst vor des Propheten Geist der Gott des Volkes zum Gott der Welt; auch Assur steht in seinem Dienst, eine Zuchtrute in seiner Hand. Das Weltenbild wird einheitlich. Seine Einheit ist Jahve. So löst der Prophet in dieser Zeit der vorderasiatischen Völkerdämmerung den Gott, den dasjenige Volk, das allein etwas von ihm verspürt hat, bisher nur in Verbindung mit seinem Volkstum zu erfassen vermochte, aus der Verkettung mit einem bestimmten nationalen Dasein los. Wie der König Assurs vor aller Augen aufsteigt zum König der Völker, so offenbart sich vor dieses Propheten Geist der Gott Israels zum Gott der Völker.

Kurz nachdem sie den lästigen Mahner nach seiner, offenbar wenig geachteten, Heimat, nach Judäa heimgeschickt, trat aus ihrer eigenen Mitte ein Mann von, in Vergleich mit dem judäischen Hirten, feinerer Art und größerer Zartheit des Empfindens auf, Hosea. Er hebt dem entsprechend auch an Jahve, daß ich so sage, die Seite des Gemüts stärker hervor, er schildert, wie weh ihm seines Volkes Untreue thut, und malt sein Verhältnis zum Volk aus unter den seitdem der Frömmigkeit unverlorenen Bildern des Ehebundes und der Vaterstellung. Auch er sieht das Verderben kommen. Aber mit Amos klammert er sich an die Gewißheit, daß doch das Volk nicht ganz vertilgt, sondern nach der Heimsuchung neu aufleben werde in einer besseren Zukunft.

Für Israel ist dies nicht eingetroffen. Unter zwei mächtigen Anstürmen des Weltreichs brach der schwache Kleinstaat zusammen. Nach der Sitte der Zeit wurde die Blüte des Volkes verpflanzt, und zwar in die Quellgebiete des Euphrat und Tigris, von wo es vielleicht einst, vor tausend Jahren, ausgezogen war. Spurlos ging Israel unter. Die Verpflanzten verloren sich unter den Völkern ihrer neuen Umgebung, die Zurückbleibenden unter den aus der Nachbarschaft hereindrängenden und den von den Assyriern in das Land geworfenen Völkern. —

Der losgelöste Stamm Juda war nicht mit in Israels Verderben gerissen. Wohl versuchte die Weltmacht auch ihm den Garaus zu machen, da er wie ein Riegel sich vor Ägypten

schob. Aber die Belagerung Jerusalems mißlang. Andere wichtigere Aufgaben, die den Weltbezwinger in Anspruch nahmen, verschafften dem Zwergstaat von vielleicht 40 km im Quadrat noch eine Frist. Nun erst erhält Juda, das bisher im Grunde doch nur im Schatten, manchmal im Vorhof Israels gelebt, eine eigene Geschichte. Nun beginnt die „jüdische" Geschichte. Natürlich baut sie auf der gemeinsamen Vergangenheit weiter. Aber es ist doch eine neue Geschichte. Es ist nicht mehr ein stattliches Volk, was sie erlebt, sondern ein kleiner Stamm. Und dieser löst sich allmählich immer mehr aus seiner Umgebung los. Sie wird ihm fremd; sie existiert kaum für ihn. Es geht in die Enge. Die Geschichte ist, soweit das Volk sie selber gestaltet, nur eine geistige Geschichte. In die äußere Geschichte, auch nur in seine eigene, irgend mitbestimmend einzugreifen, fehlt ihm die Kraft, bald auch der Trieb. Es erleidet seine äußere Geschichte, es schafft sie nicht.

Nur im Anfang scheint dies anders, als in dem kleinen Bodden Judas die Stürme, die draußen im Völkermeer alles aufgewühlt, die eingeschlossenen Wasser in Bewegung bringen. Aber genau besehen ist es nur ein einziger Mann, der diesen Schein über das Völkchen wirft, Jesaias. Von seiner hohen Warte aus beschäftigt sich dieser gewaltige Geist mit klarem, weitem Blick und kühnem Vertrauen in seines kleinen Volksrestes unvergänglichen Beruf noch mit Weltpolitik. Im Ringen zwischen Ägypten und Assyrien hat ja auch das kleine Gebilde noch eine Kleinigkeit zu bedeuten für die Weltereignisse. Als stets gehörtem erstem Ratgeber seines Königs gelang es seiner Weisheit, Juda vor dem Geschicke Israels für diesmal noch zu bewahren.

Für die Weltgeschichte wäre dies ganz gleichgültig, wenn nicht auf dem Gebiet, das diesem Volk gegeben war, dem Gebiet der Religion, nunmehr in dieser Enge sich eine reiche und für die Geschichte der Religion auf Erden maßgebende Entwicklung vollzogen hätte. Ihr gegenüber bilden die Wechselfälle in der äußeren Existenz des kleinen Stammes nur die Anstöße, nicht die bedeutsamen Ereignisse selbst. Die nächsten 130 Jahre lebt es noch unter besseren oder schlechteren Herrschern im angestammten Land der Väter. Als dann Babel Assur im Weltregiment abgelöst hatte und nachholend, was an der Abrundung des Weltreichs und Sicherung seiner Grenzen von Assur unvollendet

hinterlassen war, zuletzt auch Jerusalem zerstört und die Juden ins mesopotamische Land verpflanzt hatte, da lebte es sein Stillleben an den Wassern Babylons weiter, ohne den Schein der Selbständigkeit, ohne König, ohne Hauptstadt und Tempel. Und als die Perser nach Babels Sturz den Juden nach fünfzigjähriger Verbannung die Erlaubnis der Rückkehr in das Land ihrer Väter gestatteten, setzten sie ihre heimliche Geschichte fort da, wo sie sie begonnen, im kleinen, inzwischen noch mehr vereinsamten Judäa. Hier wie dort insofern in der Fremde, als sie in der Welt um sie her nichts bedeuteten und nichts suchten, als sie keine eigene staatliche Existenz führten, sondern unter fremder Obrigkeit ihren geistigen Interessen lebten.

Gewiß waren dies einschneidende Änderungen in den Formen seines Daseins für den übriggebliebenen kleinen Rest. Aber doch bildet das Ganze eine zusammenhängende Entwicklung, die Geschichte des Stammes Juda. Die Interessen verschieben sich nicht in der ganzen Zeit von etwa vier Jahrhunderten, die wir zunächst zu überblicken haben. Das Volk lebt seiner Religion. Und ob deren Wandlungen auch durch jenen Wechsel der Daseinsformen mitbestimmt wurden, sie folgen doch zugleich einem inneren Gesetz. Für den Tieferblickenden, für den, welchen vor allem die Geschichte des menschlichen Geistes, seine Erlebnisse, Entdeckungen, Irrfahrten, sein Ebben und Fluten, seine Besitzveränderungen und die dabei treibenden Kräfte interessieren, sind diese Jahrhunderte die fesselndsten in der Geschichte des israelitischen Volkes. Wir müssen uns mit einer leisen Andeutung derselben begnügen.

Der die Religion mit zwingender Kraft in den Mittelpunkt gerückt hat, das war zweifellos jener große Jesaias. Mag schon vorher in Juda bei seiner Bedeutungslosigkeit nach außen, bei der größeren Armut seiner Berge, mit dem Tempel in seiner Mitte, mit seiner weniger aufregenden inneren Geschichte die Neigung dazu vorhanden gewesen sein — Amos ließe sich dafür geltend machen —, jedenfalls jetzt, im allgemeinen Zusammenbruch, flüchtet sich der Geist Judas an Jahves Herz und hinter die Mauern seines Heiligtums. Jesaias verweist es von der hohen Politik auf die inneren Aufgaben. Und als solche bezeichnet er die Reinigung seiner Religion von dem immer noch im Schwang gehenden Bilderdienst und aller Art von Aberglauben und Magie und die Vertiefung ihres sittlichen Ideals. In den Wegen von Amos

und Hosea drängt er im Gegensatz zu kultischen Übungen, insbesondere Opfern, auf Recht, Ordnung, Billigkeit, Barmherzigkeit, Einfalt, auf die darin sich bewährende völlige Hingabe an Jahve als einzigen Halt und Retter im Wechsel der zeitlichen Ereignisse. Und statt Kleinmut und Verzicht auf seine Mission in dem kümmerlichen Überrest des Volkstums aufkommen zu lassen, stärkt er mit den kühnsten Bildern seine Zukunftsgewißheit. Er malt ihnen das Bild des künftigen Königs, der da heißt Wunderrat, Kraftheld, Ewigvater, Friedefürst, und des Reiches, das er gründen werde, da Gerechtigkeit und Friede sich küssen, in unvergänglichen Farben, und macht sie gewiß, daß trotz allem und allem Jahve diesen König erwecken werde zu seiner Zeit.

Um seine Gedanken sammelt sich als Kern des Volkes eine Gemeinde der Frommen, die unvermerkt an die Stelle der Nation tritt. In dieser Gemeinde werden allmählich die Grundgedanken der drei großen Propheten Amos, Hosea, Jesaias allseitig durchgearbeitet und auf das Leben in seinen vielerlei Beziehungen angewandt. Als etwa zwei Generationen nach Jesaias' Tod der Einbruch der Skythen aus fernem Norden das semitische Vorderasien wie in einem Wirbelsturm schüttelt, da fällt im öden, kleinen Juda die reife Frucht von dem Baum, den der große Prophet dort gepflanzt hatte. Der König Judas, Josia, legt dem Volke ein Gesetzbuch vor, in dem unter dem ehrwürdigen Namen des Moses all das gebucht ist, was nunmehr als Forderung der vertieften und geläuterten Frömmigkeit erkannt ist. Es ist der Hauptinhalt des späteren 5. Buchs Mosis. Der Kultus wird auf den Tempeldienst in Jerusalem beschränkt, dadurch von allem heidnischen Unwesen befreit, zugleich aber überhaupt in seiner Bedeutung zurückgedrängt. Die Frömmigkeit wird vergeistigt. Neben der Frömmigkeit des Einzelnen tritt die soziale Gerechtigkeit als zweiter Pol hervor. Jahve will nichts für sich; er fordert, daß der Mensch dem Menschen gebe, was Recht ist. So ist dies Gesetzbuch Mosis das Grundbuch aller wahren Humanität geworden.

Freilich beginnt damit auch die Religion in ein Statut gebracht zu werden. Aber dies gleicht sich dadurch aus, daß sie im selben Maße mehr Sache des einzelnen Menschen wird, sich verinnerlicht.

Das große Urbild dieser „Frömmigkeit" in dem seitdem in der Welt geltenden Sinn dieses Worts, der persönlichen,

im Gebet sich äußernden Gemeinschaft der Seele mit Gott, steht über den Trümmern des Tempels und der heiligen Stadt. Es ist Jeremias, als Mensch die ergreifendste Gestalt unter den Propheten, ein feuriger Patriot, der mit voller Klarheit das drohende Verhängnis sieht, während die Zeitgenossen wie im Taumel ihn als Schwarzseher und Unglückspropheten verspotten; der den Weg der Rettung kennt und unermüdlich verkündet, aber, statt Glauben zu finden, des Vaterlandsverrats verdächtigt wird; der, nachdem er seine Kraft verzehrt hat, den völligen Zusammenbruch mit all den Schrecknissen des Verzweiflungskriegs und einer dreijährigen Belagerung erlebt und dann noch die Verstörten in der Gefangenschaft von den Trümmern, auf denen er zurückbleiben durfte, mit Verheißungen tröstet und zur stillen Ergebung mahnt.

Und wahrlich, ob es auch so schien, daß alles zu Ende sei, daß die wunderbare tausendjährige Geschichte dieses Volkes ergebnislos in Nichts zergehe, der ungebrochen ausschauende Prophet sah richtiger. Schon die äußeren Umstände waren nicht ungünstig. Die Verbannten durften im fruchtbaren Babylonien in Dorfschaften beisammen wohnen, Ackerbau treiben und der Erinnerung leben. Sie hatten gelernt für sich zu leben, unbeirrt durch die Umgebung. Sie hielten sich an ihrer Propheten kühne Verheißung, daß sie nicht untergehen, sondern eine herrliche Zukunft erleben sollten. So sahen sie ihre Verpflanzung nur als ein vorübergehendes Ereignis an. Aber vor allem, sie brachten einen Schatz des Geistes mit, eine von Land und Tempel, von nationaler Existenz und staatlichen Formen unabhängige Religion. Sie war's, die sie lebendig hielt, nichts anderes. Durch das Unglück zu sich gekommen, versenkten sie sich in diesen Schatz, sammelten der Propheten Schriften, der Väter Ordnungen. Ihre Geschichte verklärte sich in der Erinnerung. Die gottesdienstlichen Versammlungen ohne jeden Kultus vertieften und vergeistigten die Frömmigkeit. An die Stelle aller Geberden und Übungen trat das Wort, der berufenste Träger des Geistes.

Zu welcher geistigen Höhe die Religion sich hob, das zeigt am besten der große Prophet, der ohne Namen gegen das Ende der Verbannung, als die Persermacht aufkam und er Morgenluft der Freiheit spürte, in verschiedenen Flugblättern sich an sein Volk wandte. So hoch der Beruf Israels als des Knechtes Gottes gegenüber der Völkerwelt gefaßt wird, Jahve

ist der Gott aller Menschen. Alle Völker sind in seiner Hand. Ihre Götter sind Nichtse. Die Geschichte des Volkes hat ihr Ziel in der Weltgeschichte, in der Vollendung, der Verklärung der Welt. Und mitten in diesem großen, weltweiten Horizont spürt man den Atemzug tiefinnerlicher Frömmigkeit, die sich in den erhabensten Aussagen über die Erfahrungen der einzelnen Menschenseele in ihrem Verkehr mit Gott bekennt. In diesem Propheten sind beide verschmolzen, der große Jesaias und der innige Jeremias. Er ist der Evangelist im alten Bunde.

Aber daneben regte sich auch ein anderer Geist. Er ist verkörpert in dem Priester Ezechiel, dem Vater des späteren Judentums. Er sammelt vor allem die zerbrochenen Formen, nicht etwa die des nationalen, sondern die des religiösen Lebens, und baut sie neu auf. Der Zukunft gewiß zeichnet er in der gezwungenen Muße an den Wassern Babylons, da sie die Harfen an die Weiden hingen, den Grundriß für den neuen Tempel und entwirft die Ordnungen für die künftigen Gottesdienste und die Frömmigkeitsübungen. Der Gefangene verkündet kühn als letztes Ziel der Geschichte des zertrümmerten Volkes die Gottesherrschaft über alle Völker und heischt als Bedingung von jedem einzelnen Bekehrung und Rechtschaffenheit.

Nun lösen in den Persern die arischen Völker die semitischen in der Aufgabe die Welt zu organisieren ab. Wir wissen nicht, aus welchem Grund Cyrus den Juden die Rückkehr in das Land ihrer Väter gestattet hat. Vielleicht glaubte er als welterfahrener Mann nicht an das Gelingen ihrer Träume und dachte sie durch die Freigabe derselben mit ihrem Lose zu versöhnen. Aber die Welterfahrung täuschte, die Träume wurden Wirklichkeit. Es ist ein weltgeschichtliches Wunder. Aus dem Grabe ersteht ein Volk aufs neue. Und die es auferweckt, ist, die solches allein vermag, die Religion. Es war ums Jahr 537, zweihundert Jahre nach Israels Untergang, fünfzig Jahre nach Jerusalems Zerstörung, daß Pilgerzüge von Juden sich durch die Wüste nach dem verödeten Land der Erinnerung aufmachten, nicht um dort einen Staat zu gründen, aber um dort unter persischer Oberhohheit und Verwaltung ihrer Vergangenheit und ihrem Gott zu leben. Es sollen 40 000 Männer gewesen sein, vor allem pietätvolle Seelen und Priester. Führer sind ein Davidide, Serubabel, und ein Priester aus dem Hause Sadok, Josua.

Sie fanden das Land, so weit es noch anbaufähig war, besetzt. Die Reste der Israeliten hatten sich in der Mitte des Landes um Samaria her gesammelt und vermischt mit fremdem Blut. Man nannte sie nach der Hauptstadt Samariter. Der Norden war den Phönikern und Syrern überlassen; er hieß Kreis der Heiden, Galiläa. Vom Süden hatten sich die Edomiter bis über das erinnerungsreiche Hebron heraufgeschoben. Das Ostjordanland, genannt Peräa, hielten die Ammoniter besetzt, die gelegentlich auch über den Jordan vordringen. Und im Westen waren die Philister Herrn der ganzen Ebene am Meer geworden und bis auf das Bergland Judäas gedrungen. Nach ihnen nannte man in der griechischen Welt das ganze Land „Palästina". Wo nicht die Nachbarvölker eingedrungen waren, da hausten wilde Tiere und Räuberbanden.

Man kann sich die Anfänge dieser Neugründung kaum armselig und schwierig genug vorstellen. Erst 520, nach siebzehn langen Jahren, konnten die Zurückgekehrten an das denken, was sie im Grunde hergelockt hatte, den Wiederaufbau des Tempels, freilich in den denkbar bescheidensten Formen und in der einen Hand das Schwert, in der anderen die Kelle.

Ordnung und Sicherheit bringen erst 70—80 Jahre später, als schon eine dritte Generation herangewachsen war, zwei Männer, die Väter der neuen Zeit: Esra der Schriftgelehrte, der mit einem großen Gesetzbuch, dem Ergebnis des Sammeleifers der babylonischen Juden, den fünf Büchern Moses heranzieht, das nun feierlich als Grundgesetz für die Ansiedelung aufgestellt wird, und Nehemia, ein Hofbeamter des Perserkönigs, der Esras Werk mit seiner Autorität stützt und den Mauerbau endlich vollendet. Aber beide Männer errichteten vor allem geistige Mauern um das kleine, gedrückte Völklein durch die peinliche Einschärfung unzähliger Gesetze und die Forderung der schärfsten Trennung von allem, was nicht streng nach dem Gesetz sein Leben ordnete, sowie der blinden Beugung unter die Überlieferungen, mit dem Glauben an ihre Unfehlbarkeit.

Jetzt erst entsteht, was seitdem durch zwei Jahrtausende, und in weiten Kreisen bis heute, bei Freund und Gegner als Wesen der Religion angesehen wird, eine Religion als Satzung, als ein System von Lehrsätzen und von frommen Übungen, die Keimzelle der katholischen Kirche. Der Hohepriester übernimmt die Aufgaben des Königs; er ist auch das Haupt in

allen weltlichen Angelegenheiten. Schriftgelehrte treten an die Stelle von Propheten. Die Synagoge und das Lernen macht erfolgreich dem Tempel und dem Feiern Konkurrenz. Die Religion wird Gegenstand des Lehrens und Lernens. Die Schriften der Vergangenheit werden gesammelt und heilig gesprochen. Versiegt dabei jede schöpferische Kraft, so ist die Treue im Verarbeiten und Durchdenken und Aneignen rührend.

Neben dem starren, unbeweglichen Element des überkommenen Buchstabens vertritt nur seine Ausdeutung und Anpassung an die Gegenwart das bewegliche Element. Neben der ruhenden Vergangenheit, die zum geheiligten Vorbild wird, beschäftigt den Geist die Zukunft, in die alle Bewegung verlegt wird, in der sich Himmel und Erde bewegen, die Verheißungen der Propheten sich erfüllen werden, der davidische König von Gott gesandt erscheint, die Völker sich zu Javeh, der jetzt mit Vorliebe der Höchste heißt, bekehren und das Volk Israel aus der Niedrigkeit geduldeter Existenz zur Weltenherrschaft aufsteigt.

Aber dazu kommt noch ein drittes. Auch der Geist jenes Evangelisten unter den Propheten ist mit ins öde Heimatland gezogen. Unter seinem Einfluß bildet sich neben der in Satzungen erstarrenden Religion auch deren Gegenpol heraus. In der Stille des allem Weltgetriebe, aller Politik fernen Lebens verinnerlicht sich die Religion zur persönlichen Herzenssache. So erklingen, von feierlicher, eifrig gepflegter Musik begleitet, aus innerstem Erleben heraus jene Psalmen, in denen wahre Frömmigkeit noch heute ihren Mutterlaut vernimmt. Reine Hände, reines Herz, hingebendes, demütiges, freudiges Vertrauen auf Gott, Treue und Redlichkeit und dabei Anspruchslosigkeit gegenüber der Welt und himmlischer Sinn, das sind die schönen Züge, die in diesen stillen Kreisen die Frömmigkeit erhält.

III. Palästina als Wiege des Christentums.

Während der ägyptische und semitische Orient unter der milden und klugen Herrschaft der ob auch nicht semitischen, so doch orientalischen Perser von seiner Vergangenheit zehrend sich auslebte, hatte sich der schaffende Menschheitsgeist weiter nach Westen gewandt und seine Werkstatt fürs erste auf der dem Orient nächstgelegenen, meerdurchbrochenen Halbinsel des westlich vorgeschobenen Weltteils Europa, in Griechenland aufgeschlagen. Wenn auch nicht ohne bestimmende Beeinflussung durch den Orient, zuweilen durch dessen Reichsmacht, die Perser, ernstlich gefährdet, hatte sich dort in selbständiger Schöpferkraft eine neue Kultur zu reicher und in ihrer Art vollendeter Eigenart entwickelt. Es erstand eine neue Welt Arische Völker waren ihre Träger.

Damit war die bisherige Welt größer geworden. Ein neues bedeutsames Element war in sie eingetreten. Aber während diese neue Macht im Westen aus dem länderumspülten Meere auftauchte in einzigartiger Schöne, lebte das kleine Völkchen der Sonderlinge auf dem weltabgeschiedenen steinigten Bergland Judäas sein Stillleben weiter, so verborgen und unscheinbar, daß selbst der den Orient bereisende, alles erzählende und gut beobachtende Kundschafter der Griechen, der Geschichtsschreiber Herodot, von ihm schweigt.

Auch dann nahm das in sich versunkene Judenvolk keine Notiz von „der Welt", als von jenem neuen Punkte aus in einem gewaltigen Ruck, unter Erschütterungen des ganzen Erdballs, der Schwerpunkt der Weltgeschichte verschoben wurde, als der Grieche Alexander der Große von Makedonien das Perserreich in Trümmer warf und damit der durch den Orient bestimmten Epoche der Menschheitsgeschichte ihr Ende bereitete. Zwar hatte sich das kleine Griechenland mit dieser Großthat erschöpft. Nicht dorthin ward das Welttheater nun verlegt. Dies blieb in Vorder-

asien, nur daß die entscheidenden Handlungen wieder vorn am Mittelmeer ihre Bühne hatten. Aber nicht mehr Semiten und Ägypter spielten auf ihr, sondern Geister, die halb Griechen waren, halb Orientalen. Die bedeutendsten Mittelpunkte wurden Antiochia in Syrien nördlich vom Libanon und Alexandria an der Mündung des Nil.

Wieder also wie dereinst in den Zeiten der Pharaonen und der Großkönige vom Euphrat lag Palästina zwischen den beiden die Entwicklung bestimmenden Kultur- und Weltmächten als sie verknüpfendes schmales Land. Während es in der persischen Zeit am äußersten Rande der Welt lag, ward es jetzt wieder in den Brennpunkt gerückt. Und wie in den alten Zeiten kämpften beide Mächte um dies Zwischenland. Bald gehörte es zum Reiche der Ptolemäer in Ägypten, bald zu dem der Seleukiden in Syrien. Ein Spielball zwischen beiden, ein echter Pufferstaat erfuhr es Einwirkungen von beiden Seiten. Dem Weltverkehr konnte es nur mühsam sich verschließen. Doch war ihm dabei der Umstand günstig, daß seit der Perserherrschaft der politische Mittelpunkt von Palästina nicht das abgelegene Jerusalem war, sondern das neuerbaute Samaria, eine reine Heiden-, jetzt eine echte Griechenstadt. Immerhin verloren sie in dieser Zeit endgültig ihre uralte Sprache, das sogenannte Hebräische. An seine Stelle trat die Sprache, die in ganz Vorderasien zur Herrschaft kam, soweit es an der Kultur Anteil hatte, die Sprache der Syrer, genannt Aramäisch. Dieselbe unterscheidet sich vom Hebräischen etwa wie das Holländische vom Hochdeutschen.

Die Brücke, auf welcher die Kulturwelt in die verwunschene Insel des judäischen Ödlandes eindrang, ward übrigens von den Juden selbst geschlagen, indem die starke Bevölkerungszunahme bei der Enge und Unfruchtbarkeit des Heimatgebietes die Juden zu immer stärkerer Abwanderung, vor allem nach den genannten Kulturcentren jener Nachbarländer zwang. Zuweilen waren es auch die Gründer der neuen Städte in der neuen Völkerwelt, welche mit Lockung und sanfter Gewalt Juden als ein besonders brauchbares Element, Handel und Wandel zu fördern, dort ansiedelten.

So entstand die sogenannte Diaspora, deutsch Zerstreuung, der Juden, die im Lauf der letzten vorchristlichen Jahrhunderte immer weitere Wellenkreise zog. In Alexandria und Antiochia

gab es eine zahlreiche Judenschaft, die hin und her zu Ansehen und Einfluß gelangte. Andere Städte folgten. Diese Juden der Diaspora verschlossen sich in der Mehrzahl nicht dem Einfluß der Kultur, in deren Mitte sie sich angesiedelt. Aber merkwürdiger noch und für den Charakter der Diaspora nicht minder bedeutsam war es, daß diese Judenkolonien eine mächtige Anziehungskraft auf ihre neue Umgebung ausübten; teils durch ihre geschlossene Gemeinschaft gegenüber der allgemeinen Auflösung aller nationalen und sozialen Verbände, teils durch ihre geistige und sittliche Religion, in der sich mit der damaligen, dem Gebiet der Moral zugewandten, griechischen Weisheit viele Berührungspunkte fanden. So traten neben die Juden in griechischem Griechen in jüdischem Gewand, die sogenannten Proselyten. Durch Festreisen und Tempelsteuern, durch das auch in der Fremde heilig gehaltene und, so weit es ging, erfüllte Gesetz blieben diese Diasporajuden und was ihnen anhing, mit dem Mutterland in engster Verbindung und regem Austausch. Sie halfen den Horizont des Stammvolkes erweitern, da und dort ihre Formenstrenge erweichen und trugen Samenkörner griechischen Geistes auch ins heilige Land. Die Juden aber als Ganzes wurden mitten in dieser griechischen Welt eine geistige Großmacht.

Bei der Enge des Raumes in Judäa legte es sich aber auch nahe, statt in die Ferne zu schweifen, in den benachbarten Landstrichen, die in den Zeiten der Selbständigkeit zum jüdischen Besitz gehörten, da große und heilige Erinnerungen aus der alten Geschichte des Volkes wurzelten, sich anzusiedeln. Dies um so mehr, da vom Süden die Edomiter oder, wie man sie jetzt griechisch nannte, Idumäer immer stärker sich in das jüdische Land hereindrängten. Samaria freilich, wo das Mischvolk sich um eine neue Kultusstätte auf dem Garizim, einer Konkurrenzgründung für Jerusalem, gefestigt hatte, war dabei ausgeschlossen. Das Ostjordanland, seit je nur lockerer dem Hauptland angegliedert, konnte wegen der steten Einbrüche der Beduinen auch nur als Notbehelf angesehen werden. Dagegen empfahl sich zur neuen Besiedelung die Landschaft zwischen Samarien und dem Libanon, neben Jerusalem der klassische Boden der alten Königszeiten, vor Judäa durch Lieblichkeit und Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Damals wohl erhielt sie bei den Juden den Namen Galiläa, d. h. Kreis der Heiden.

Es ist natürlich, daß immer die beweglicheren, für Fremdes

weniger empfindlichen Elemente die Heimat verließen, also unter den Zurückbleibenden das gesunde Gegengewicht gegen das starre Leben in der Überlieferung die Verluste zu tragen hatte, das starre Element dagegen sich immer mehr verdichtete.

Doch bestand auch innerhalb Judäas selbst die Spannung. Dort waren es der Priesteradel und sein Anhang in Jerusalem, die der fremden Kultur, dem Griechentum zuneigte. Dagegen das Landvolk und der kleine Bürger der Hauptstadt hingen an den strengen Überlieferungen der Väter mit der ganzen Kraft des Patriotismus. Sie fühlten, daß in der allgemeinen Völkerdämmerung daran ihr Sein oder Nichtsein als Volk, sie wähnten, daß daran Sein oder Nichsein als Volk Gottes hänge. Die ersteren, die Modernen, kamen in die Vorhand, seit Palästina in die Gewalt Syriens, des eigentlichen Herzens der Hellenisierung des Orients, gefallen war. Die syrischen Könige hofften, das strittige Grenzland am festesten sich zu verbinden, wenn sie es geistig sich einten. Und unter den Vornehmen und Priestern des Landes fanden sie verständnisvolles Entgegenkommen. In der heiligen Stadt nahe dem Tempel wurden Gymnasien und Bäder errichtet, in denen sich die vornehme jüdische Jugend à la Grec bewegte.

Daß dem gegenüber eine energische Reaktion nicht fehlte, ist selbstverständlich. Nach allerlei Vorspielen hielt endlich, es war im Jahr 165 vor Christi Geburt, der Syrerkönig Antiochus die Sache reif für den entscheidenden Schlag. Der jüdische Kultus wurde verboten und griechische Altäre, Bilder und Opfer eingeführt, der Tempel in Jerusalem, längst seiner Schätze beraubt, zum Teil zerstört, an der Stätte des altheiligen Altars Jahves ein neuer für den olympischen Zeus geweiht. Es war natürlich nicht ein religiöses, sondern ein politisches Interesse, das den syrischen Großkönig leitete. In den Anhängern des alten Glaubens sah er die Gegner der Verschmelzung des Landes mit seinem Reich.

Aber er hatte damit den Fehler so vieler Politiker aller Zeiten begangen. Er hatte die Macht der Religion über die Menschen unterschätzt. Die Gottheit läßt sich nicht zu einer Schachfigur auf dem Brett der Politik machen. Mit elementarer Gewalt brach der Sturm los. Wie ein Gewitter zog es herauf. Aus allen den engen Thalgründen stiegen die Wolkendünste auf und sammelten sich über Jerusalem. Die Stillen

im Lande wurden zu brüllenden Löwen. In den altväterischen starren Formen bargen sie den köstlichsten Schatz der Menschheit, den Glauben an einen lebendigen geistigen Gott und die Gewißheit einer unmittelbaren Verbindung mit ihm. Als ob der Boden sich öffnete und die alten Helden wiedergäbe, so standen todesmutige Recken plötzlich aufgerichtet, das Schwert schwingend, da. Es konnte nicht anders sein, als daß ihnen der Sieg zufiel, dem kleinen Häuflein, ob es auch kämpfte gegen eine Weltmacht, ein David gegen einen Goliath. Die Heldengeschichte der Makkabäerzeit — so nannte sich die führende Familie — ist hier nicht zu erzählen. Ihr Ergebnis war die Erhaltung der jüdischen Religion und des jüdischen Gemeinwesens.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß der Feind, nachdem sein toller Überfall zurückgeschlagen war, durch andere Aufgaben in Anspruch genommen das südliche Grenzland sich selbst überlassen mußte. Die Makkabäer oder Hasmonäer belohnten sich selbst zuerst mit Übernahme der verwaisten und befleckten Hoheprieſterwürde; und nach zwei Generationen erneuerten sie das alte Königtum, beides, so lang es ging, in einer Person verbindend. Nun gab es wieder wie vor einem halben Jahrtausend Könige in Judäa, ein jüdisches Reich, das Soldaten hielt, Krieg führte, Steuern erhob, Politik machte. Seine Grenzen dehnten sich allmählich wieder so weit aus, als in der späteren Königszeit die der Reiche Israel und Juda. Galiläa ward planmäßig mit Juden kolonisiert, doch ohne daß die Syrer und Griechen verdrängt worden wären. Es mischten sich nun zwischen die griechischen Städte jüdische Niederlassungen.

Aber das Unternehmen war doch zu kühn, zu unzeitgemäß. So mächtig erwies sich die griechische Welle, daß die geistes- und thatkräftigeren unter den Epigonen jener Retter des Judentums und seiner Heiligtümer selbst wieder Griechenfreunde wurden und mit griechischer Kultur kokettierten. Der Thron war ihnen wichtiger als der Altar. Die Religion wurde zu einem Mittel der Politik. Der Staat trat an die Stelle der Kirche.

In den dadurch veranlaßten unerquicklichen, blutigen und hinterlistigen inneren Kämpfen, die ohne Unterbrechung das Volk in Athem hielten und um jede Ruhe und Harmonie brachten, verfestigten sich die Anhänger der beiden miteinander ringenden Strömungen in zwei geschlossene Lager. Die Anhänger der griechenfreundlichen priesterlichen Aristokratie, die

Modernen, hießen die Sadducäer, nach dem Ahnherrn des Hohenpriestergeschlechtes Sadok; die Vertreter der strengen Väter-sitte hießen Pharisäer, d. h. die Abgeschlossenen. Sie oder ihre Vorläufer die Asidäer, zu deutsch die Frommen, etwa im Sinn unseres Pietist, waren die Garde der Makkabäer in ihren ersten Zeiten. Als diese griechelten, wurden sie ihre geschworenen Gegner. Und eben damals verschärfte sich, wie ihre Stellung, so ihr Name: die Frommen wurden zu den Abgeschlossenen. Aber der Gegensatz war doch ein allgemeinerer. Die Sadducäer waren die Aristokraten, die Pharisäer die Vertreter des Bürgertums, nicht ohne einen starken demokratischen Zug, der sich hinter dem theokratischen versteckte und oft zur Demagogie ausartete. Dabei waren trotz allem die Pharisäer in ihrer Weise Idealisten; sie wollten, so wie sie es verstanden, Gerechtigkeit vor Gott und überließen ihm dann alles weitere. Die Sadducäer waren Realisten; sie nahmen die Welt, wie sie einmal war, und rechneten mit ihr.

Etwa 100 Jahre kämpfte so die Religion mit der Politik. Freilich, auch die Vertreter der Religion kämpften mit politischen Mitteln; sie waren eine politische Partei geworden. Ihr letzter Erfolg war, daß sie im Synedrium, der obersten Behörde, die Macht in die Hände bekamen, indem sie den Priestern, die dort walteten, die Schriftgelehrten, die meist pharisäisch dachten, als sachverständige Berater aufdrängten. Jetzt wurden die vermeintlichen Vertreter der reinen Religion, nachdem sie schon Politiker geworden, auch noch Juristen.

Diese ganze Entwicklung spiegelte sich nun in den Zukunftsträumen, in denen das Volk sich für die Unerquicklichkeit und Enge der Gegenwart entschädigte. Es hatte sich ihnen ein politisch religiöses Ideal gebildet, ein Gottesreich in den Formen eines Weltreichs, ein König, der nur im Dienste Gottes stehen sollte. Das alte Königsideal, das die Propheten als einen Spiegel ihren Herrschern vorgehalten, lieh dazu die Züge. Von Gott selbst sollte der kommende König gesalbt sein, ein Gesalbter des Herrn, „Messias" in der Juden Sprache; und doch ein König, der im Namen Gottes Kriege führt und die Feinde niederwirft, dann den Thron der Gerechtigkeit aufrichtet und die Völker unter seinem Scepter in einem Friedensreich einigt. In allerlei phantastischen Zukunftsbildern malten sie sich diesen Traum aus und retteten ihre Seele in ihn, wenn die Dinge ringsum

immer wirrer und unentwirrbarer sich anließen. Inzwischen aber umzäunten sie sich mit den immer strenger und enger werdenden Satzungen. Religion wurde eine Art Rechtshandel mit Gott. Wer sich auf ihn verstand, der dünkte sich hoch über der Menge; es bildete sich ein Virtuosentum, eine Aristokratie der Frömmigkeit, die ihre peinlich-reinliche Erfüllung der Etikette bei Gott hoffähig machte.

Ungefähr um die Zeit, als die Juden sich dieses Königsbild in die Wolken zeichneten, während in ihrem Land der Bürgerkrieg alles wider einander hetzte, tauchte von überm Mittelmeer her, zu ihnen herandringend von den Höhen des Libanon, ein anderes Bild auf. Das hatte Fleisch und Blut; und plötzlich stand es mitten auf dem Tempelplatz.

Das orientalische Griechentum hatte sich verbraucht. Alles drohte sich aufzulösen. Die wundersame Völkermischung hatte ihre Schöpferkraft allmählich verloren. Da kamen sie aus der nächstwestlichen Halbinsel hinter Griechenland heran, um die gährende Welt einen eisernen Reif zu schmieden, die Römer. Bis 146 waren sie mit ihren Nachbarländern im Westen beschäftigt gewesen und hatten dort aus Blut und Eisen eine neue Welt erbaut. Seit der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts aber nähert sich nun diese neue abendländische Welt der alten morgenländischen. Zusammenstoß folgt auf Zusammenstoß. Stets ist der Römer der stärkere. Nacheinander brechen unter ihrer Hand die morschen Gebilde zusammen. In dem Jahrzehnt von 74—64 vor Christus war nach gewaltigem Ringen im nördlichen Kleinasien das Reich des Mithridates, Pontus, und dann Syrien, das Reich der Seleukiden, ihren Legionen erlegen. Im Jahre 63 steht der Sieger, Pompejus, der erste Römer, in dem Tempel zu Jerusalem, in dem man wohl den geistigen Reinertrag der orientalischen, semitischen Geschichte verkörpert sehen kann. Damit beginnt eine neue, die letzte Epoche.

Es scheint, daß die Juden von Anfang an den neuen Gegner klar empfanden. Das Eindringen der Römer ließ alle inneren Gegensätze verschwinden. Religion und Patriotismus waren eins. Sie kannten alle nur einen Feind, nur eine Aufgabe. Von dem Blick nach ihm waren sie wie hypnotisiert. Noch traten die Römer, wie sie es liebten, nicht selber ein; sie sandten Strohmänner. Zuerst setzten sie aus dem alten Makkabäergeschlecht einen ihnen gefügigen Mann als König und Hohen-

priester ein. Nach wie vor aber ging in Judäa Hand wider Hand, weil man immer im Gegner, in dem, der zur Macht kam, ein Geschöpf, einen Freund der Römer sah.

Aus diesem nervenzerrüttenden, charakterverderbenden Wirrwarr voll Spannung und Intriguen kam das Volk erst heraus, als es dem schlauen, ränkevollen, rücksichtslosen Idumäer Herodes, dessen Vater schon von den Römern als eine Art Aufsichtsperson dem makkabäischen Scheinfürsten als Kanzler zur Seite gesetzt war, gelang, von den Römern — Antonius war es — das Recht zu erkaufen, als König sich des Landes zu bemächtigen, um es in ihrem Namen zu regieren. Zwölf blutige Jahre vergehen, bis er sich aller Feinde entledigt und seinen Thron befestigt hat. Namentlich wider die Pharisäer wüthete er. Im Jahre 25 vor Christus ist er ein unbestrittener und unbeschränkter Herr und König über ganz Palästina, ungefähr in den Grenzen, in denen einst Salomo regierte. Nur daß er von Römers Gnaden lebte. Immerhin begann damit eine äußerlich freundlichere Zeit für das arme Land. Kaum dreizehn Jahre hat sie freilich gedauert. In diesen Jahren setzte Herodes alles dran, sein Land mit der römischen Kultur zu beglücken, zu überfluten. Ob er wohl hoffte, das Volk daran trunken zu machen, daß es sein selbst vergesse? Mit der Prunklust eines echten orientalischen Tyrannen baute und baute er ohne Maß und Ende — ein Rätsel, woher er die Mittel nahm — Wasserleitungen, Heerstraßen, Bäder, Paläste, Gymnasien und Theater mitten hinein ins heilige Land. Und wieder ging die Spaltung durch das Volk; die Einen sind begeistert, die Andern entrüstet. Durch den langen Frieden wuchs der Wohlstand. Mit füchsischer Schlauheit heuchelte der König, der sicher an nichts glaubte, jüdisch-bigotte Frömmigkeit, liebäugelte, so weit es ihm paßte, mit den von ihm decimierten Pharisäern, ärgerte und stichelte die alte Aristokratie der Sadducäer, spielte beide Parteien gegen einander aus und hielt sie so im Gleichgewicht. Er verdient in gewissem Sinne den Namen, den die Geschichte ihm gegeben hat: „der Große". Ein Herrschertalent ersten Ranges, ein Politiker, der selten falsch griff, ein Realist, der genau wußte, von welchem Gewicht die streitenden Mächte jeweilen waren, und wo er zu stehen hatte. Er machte das Land wieder zu einem blühenden Kulturland. Denn ein solches war es zu Jesu Zeiten. Am meisten gewann er des

Volkes Seele durch den großartigen Tempelbau an Stelle des armseligen Heiligtums, das die Juden nach der Rückkehr aus Babylonien vor einem halben Jahrtausend aufgerichtet hatten. Nur edelstes Material wurde verwendet. Alles glänzte in Marmor und Gold. Für die gewaltigen Maße mußte der alte Tempelplatz, einer der schönsten Punkte, die man sich für solch ein Gebäude denken kann, durch gewaltige Untermauerungen fast um ein Drittel seiner Fläche vergrößert werden. Zur Einweihung gab es glänzende Feste. Wiederaufzuleuchten schien der alte Zauberglanz, wie ihn die Erinnerung in Davids und Salomos Tage verlegte, ob auch unter römischer Oberaufsicht und einem idumäischen König. Und in den Säulenhallen, die den riesigen Platz rings umkränzten, auf der Südseite in vier Säulenreihen von zusammen 162 Säulen, je aus einem Stein, sich vertiefend, sammelten sich um die dort lehrenden Schriftgelehrten Andächtige der verschiedensten Völker, Juden mit den verschiedensten Muttersprachen. Auf dem von ihnen umschlossenen Vorhof der Heiden trieben sich Ägypter, Araber, Idumäer, Syrer, Perser, Griechen, Römer herum. Inmitten dieses Platzes erhob sich das Tempelgebäude, vor ihm, nach Osten hin, der Vorhof der Priester mit dem täglich zweimal benutzten Brandopferaltar; rings um ihn der Vorhof der Juden, durch eine Brustwehr von dem Tummelplatz der Heiden getrennt.

Die letzten zwölf Jahre der Regierung des an Klugheit und Energie großen Herodes stehen zu dieser Glanzzeit in grellem Gegensatz. Der alternde Tyrann mit dem befleckten Gewissen, ohne Herz und ohne Treue, verfiel in krankhaften Argwohn. Viele Glieder seiner Familie und, wer sich sonst hervorzuthun schien, fielen durch Meuchelmord. Die Geschichte des Volks geht unter in einer der jämmerlichsten Hofgeschichten, von denen die Welt erzählt. Als er endlich vier Jahre vor Beginn unsrer Zeitrechnung die Augen schloß, da atmete alles Volk auf. Man war wie erlöst. Die Überlebenden seiner Söhne stritten sich um das Erbe. Das war den Römern recht. Der Mann war ihnen zu mächtig geworden, sein Reich zu groß.

So zerteilte es der römische Kaiser in Duodezstaaten, wie man im buchhändlerischen Stil bei uns sagt, in *Vierfürstentümer*, wie es die Römer nannten. Der eine der streitenden Erben erhielt Judäa mit Samaria, der andere Galiläa und Peräa, der dritte endlich die Gebiete östlich vom Genezarethsee

bis hinauf in den Libanon. Der Vierfürst von Judäa, Archelaus, regierte im Stil der letzten Jahre seines Vaters. Nach sieben Jahren erlangten die Juden durch eine wohlbegründete Bittschrift beim römischen Kaiser seine Absetzung und Verbannung in den äußersten Westen. Sein Nachfolger ward ein römischer Prokurator oder, wie Luther übersetzt, Landpfleger. Der fünfte dieser Landpfleger, die, aus dem Ritterstande genommen, nicht eben zu der feinsten und vornehmsten römischen Beamtenklasse gehörten, sondern derbe, hochtrabende, auf eigenen Vorteil bedachte, häufig zweifelhafte Persönlichkeiten waren, hieß Pontius Pilatus.

In Galiläa und Peräa dagegen gelang es Antipas, der in den Evangelien kurzweg Herodes heißt, das Regiment mehr im Stil der guten Jahre seines Vaters zu führen, obgleich er von dessen Herrschergaben nur ein kleinstes Bruchteil besaß. Seine Residenzstadt Sepphoris, die seit zwei oder drei Jahrhunderten Mittelpunkt von Galiläa war, verwandelte er in ein Kleinjerusalem, indem er sie mit Palästen, Gymnasien, Theatern, Bädern ausstattete. Nur zwei Stunden nördlich von Nazaret, von Nazarets Bergen wie mit der Hand zu greifen, fand so griechische Kultur und griechisch-orientalischer Lebensgenuß eine erwählte Stätte. Und nur über den Berg brauchte Jesus zu gehen, um davon einen vollen Eindruck zu gewinnen.

So sah es im Lande Palästina aus, als es Schauplatz der Ereignisse wurde, um deren willen es für die Kulturvölker heiliges Land und dies Fleckchen Erde das bekannteste und gerühmteste Land der Erde ist. Es wurde zur Heimat, zur Stätte des Wirkens und Sterbens Jesu. Die Persönlichkeit Jesu erklärt sich niemals ohne Rest aus den geschichtlichen Voraussetzungen, unter denen sie sich entfaltet hat. Sie ist ein schöpferisches Gotteswunder. Aber ihre Entfaltung war kaum irgendwo anders denkbar, als da, wo sie erfolgte. Ja zu dieser Entfaltung mußte so ziemlich alles, was die Welt bisher an geistigem Gut gezeitigt hatte, irgendwie beitragen. Der Grund, aus dem Jesus das meiste sog, wie fast jedes seiner Worte durch die Anklänge bezeugt, ist die Geisteswelt der Propheten; die Frömmigkeit, die seine Gestalt durchglüht, ist die schlichte Herzensfrömmigkeit der Psalmisten. Wenn wir mit ihm Gott seinen Vater nennen, dürfen wir das alte Testament bezeichnen als den Mutterboden seiner Persönlichkeit. Aber er atmete noch

eine andere Luft; er stand in einem weitern Horizont. Ihm eignet auch etwas Nichtsemitisches, wenn es nicht zu scharf gepreßt wird, kann man sagen, etwas Hellenisches, oder, was wir ja damit meinen, jenes Weite, Freie, rein und allgemein Menschliche, das wir im Unterschied vom orientalisch-semitischen im Hellenentum verkörpert sehen. Auch sein Sohnesbewußtsein hat dies wunderbar Freie. Ihm ist Gott nicht Herrscher, König, vor dem man sich in den Staub beugt, dem man wie Steuern fromme Werke darbringt; sondern ihm ist Gott ein Vater, dem man frei und vertrauensvoll ins Auge blickt, wie ein Kind. Aber auch der Geist der Römerzeit ist ihm nicht fremd. Vor ihm liegt die ganze Welt als sein Gebiet. Der Zaun zwischen den Völkern verschwindet. Ihnen allen ohne Unterschied gehört dieselbe Zukunft, und alle müssen sie zuletzt zu einem Ganzen, einem weltumfassenden Reich vereinigt werden. Wenigstens wird man sagen dürfen, daß solche Gedanken erst auf Verständnis rechnen, in seiner Umgebung erst denkbar werden konnten, als sie in ihrer Weise die Römer verwirklicht hatten.

Freilich sein Geist bildet zugleich den vollendeten Gegensatz gegen den der Römer, wie der Griechen. In seinem Weltreich sollte nicht ein, ob auch zum Gott erhobener, Mensch, ein Kaiser, sondern Gott selbst herrschen. Nicht mit Waffengewalt sollte es gegründet werden, sondern durch die die Geister zwingende und einende Macht der Wahrheit. Dort war alles Zwang, hier Freiheit, dort Form, hier Leben, dort Gesetz, hier Geist. Die Römer waren die nüchternsten Realisten, die nur mit irdischen Wirklichkeiten rechneten; er rechnete mit unwägbaren, unsichtbaren Kräften. Dort war alles eigenes Werk, hier Gottes Werk; sie glaubten nur an die Macht, ihm war der Glaube selbst die Macht. So konnte ein Pilatus nur mitleidig sagen: Seht welch ein Mensch, und gleichgültig achselzucken: was ist Wahrheit. Ähnlich stand Jesus zu den Griechen. Bei ihnen galt der schöne Geist alles, bei ihm das reine Herz. Bei ihnen war der Mensch das Maß aller Dinge, bei ihm Gott. Sie lebten für die schöne, bunte Welt, für das Heute, er für die unsichtbare, stille, hehre Welt, das Ewige. Sie waren Virtuosen im schönen Genuß des Lebens, ihm war das Leben ein heiliger Opferdienst. Sie nahmen alles aus ihrem eigenen Geistesreichtum, bis sie bankerott waren, er sog seine ganze Kraft aus der Urtiefe alles Seins, aus dem

lebendigen Gott. Dort Zerstreuung, hier Sammlung, dort Reigen, hier Gebet.

Aber mit Römern und Griechen hat er ja nur vermittelst des, daß ich das Wort gebrauche, Zeitgeistes Berührung. Diese Elemente lagen in der Luft. Die Geister, mit denen er Schulter an Schulter ringen mußte, die waren in seinem eignen Volk und Land zu Haus. Die Sadducäer, die jüdischen Griechen, boten kaum eine Handhabe zum Ringen. Sie, die blasierten Vornehmen, die persönlich lächelnd alles dran gaben, was an Heiligtümern noch im Volk im Werte stand, wenn nur ihre Stellung dadurch nicht geschädigt wurde, fanden sich nur zuletzt ein, das Todesurteil auszufertigen, als das Volk es begehrte und Jesus ihre Machtbefugnisse und Würde antastete. Aber die Pharisäer und ihre Schriftgelehrten, mit ihrer in Formen sich erschöpfenden Frömmigkeit, mit ihrer Sklavenstellung gegenüber Gott, die doch es sich zutraute, Gott die Erfüllung seiner Verheißungen abzutrotzen durch mechanische Erfüllung seines Herrscherwillens, diese kleinlichen Pedanten, für die es nur eine Form des Lebens gab, unfähig, eine andere zu begreifen oder zu dulden, sie, das Petrefakt der vergangenen kraftvollen Frömmigkeit der Propheten, bildeten den geraden Gegensatz zu Jesus. Und doch hatten beide die nächsten Beziehungen zueinander, sie konnten nicht aneinander vorbei. Beide waren demselben Boden entsprossen. Beides waren nur Menschen der Religion. Beiden war Gott Eins und Alles. Beide wollten nur in seinem Dienste stehen. Beide hatten das eine Ziel teilzuhaben an seines Lebens Gütern. Beide schauten aus auf ein Ziel der Weltgeschichte, auf eine Zeit der Vollendung, und sie konnten es beide bezeichnen in dem Begriffe „Reich Gottes". Beide wollten den Anbruch dieser Zeit herbeiführen. Aber nicht einen Schritt konnten sie auf dem Wege zu diesem Ziel miteinander gehen. Beide mußten vielmehr gegenseitig in dem Treiben des andern eine Quertreiberei auf diesem Weg erblicken, welche, ließe man sie gewähren, die Erreichung des Ziels unmöglich machen mußte. So sind sie die geborenen und geschworenen, unversöhnlichen Gegner.

Die Seele des Volkes, die vom Schutt der Formen halb verschüttet, längst wie scheintot lag, sie erwachte an seinen Tönen immer wieder, schlug die träumenden Augen auf und sah ihn an, und es durchzuckte die Menge: der ist es; das ist der, nach dem

wir uns sehnen, und von dem wir träumen. Dann sahen sie zu den Pharisäern hinüber, und in ihrem Bann sagten sie: er kann's nicht, der wird's nie schaffen. So schwanken sie herüber und hinüber, doppelt die leicht beweglichen, rasch empfänglichen, immer Feuer fangenden Galiläer. In einem Geistesringen ohne Gleichen setzt Jesus seine Anschauung der der Führer des Volks entgegen. In gewaltigen Gleichnissen malt er es aus, wie er sich das Reich Gottes denkt, auf welchem Wege dies Reich verwirklicht wird. Er hält ihnen den Spiegel vor; er mahnt sie einmal übers andere in allen Tönen: eure Gesinnung muß anders werden; den ganzen Sinn, die ganze Anschauungs- und Lebensweise müßt ihr völlig umkehren. Aber er predigt tauben Ohren. Die Pharisäer erkennen nach den ersten Begegnungen, wen sie vor sich haben. Sie umlauern ihn, sie passen ihm auf. Denn sie wissen: entweder er oder wir; wenn er das Volk gewinnt, dann sind wir fertig; und er hat eine solche Macht über das Volk, daß unsere Gewalt dagegen nicht aufkommt: er muß sterben. Langsam zieht sich das Netz zusammen.

Jesus stellt den ungleichen Kampf zurück. Er beschränkt seine Arbeit auf etliche Männer aus dem Volk, in deren Seele er volles Vertrauen wachgerufen hatte. In sie hinein senkt er, zuletzt in die abgelegenen Höhen und Schluchten Obergaliläas und in die Grenzgebiete der Heiden sich mit ihnen zurückziehend, was er der ganzen Welt zu bringen sich berufen wußte. Eine wunderbare Beschränkung! Die größte Weltbewegung beginnt in einem Kreise von zwölf weltfremden Menschenkindern, Kindern des kleinen Volkes. Und der diese auf die Menschheit abzielende Bewegung in Fluß bringen will, beschränkt sich bis zu seinem Tode im Grunde auf diese kleine Zahl von Menschen. Nun thut das Judentum der Welt den letzten, größten Dienst. Nach zwei Seiten. Jene schlichten, frommen Seelen, Juden Galiläas, — auch unter ihnen freilich war ein Halber, der, wohl nach langer, mühsam getragener Spannung in jäher Lösung derselben, in die entgegengesetzte Richtung umsprang, der Verräter — nehmen als der vom Geiste der großen Propheten zubereitete, weiche, warme, gute Boden den Keim eines neuen Menschheitslebens in sich auf; sie waren die Erzväter der Christenheit. Jene verhärteten Pharisäer aber, sie vernichten die Hülle, in der dieser Keim geborgen war, sie bringen Jesus ans Kreuz und richten damit

das Zeichen auf, in dem der scheinbar Unterlegene siegte. Sie lösen das Neue los von ihrem Volkstum und Religionswesen, indem sie es ausstoßen; sie schaffen Jesu die Gelegenheit zu seiner größten That, zu seinem Tod. Dieser Tod war eine That, nicht ein Erleiden. Eine That; denn Jesus hätte ihm entgehen können, ohne sich selbst irgend zu verleugnen, indem er Jerusalem und die verführte Masse seines Volkes sich selbst überließ und an die Kreise sich hielt, die sich die Empfänglichkeit bewahrt hatten für seines Geistes Art. Eine That, denn er wußte, daß er nur, indem er seinen Anspruch, der Messias, der Vollender der Welt zu sein, an der Stelle, wo er ihn erhob und wo sein natürlicher Boden war, bis in den Tod durchführte, dessen Wahrheit versiegeln könne, daß in diesem freiwilligen Sterben seine Gestalt sich vor der Welt verkläre und der Inhalt seines Wesens zu seiner vollen Wirkungskraft gelange, daß nur durch diesen Tod Wahn und Sünde, indem sie sich überspannen und in ihrer wahren Natur zeigen, zu überwinden seien.

An diesem Tod starb das jüdische Volk. Aber den sie zu töten meinten, der entstieg dem Grab in neuem Leben und zog nun, ein Geisterfürst, durch die Völker von Jahrhundert zu Jahrhundert, in seinem Gefolge die Propheten und die Apostel.

Das war der Reinertrag der wunderbaren Geschichte Palästinas, so lang es die Heimat Israels gewesen. Auf Palästinas Boden ist der Menschheit — das ist nicht Glaubensurteil, sondern Zeugnis der Geschichte — das Größte, Wirksamste gewachsen, was sie je empfangen hat. Die orientalische, die griechische, die römische Welt versinken vor diesem größeren Neuen. Soweit sie sich halten, gelingt es ihnen dadurch, daß sie einen Teil dieses Neuen in sich aufgenommen haben. Langsam, in allerlei Mischungen und Trübungen, wie wenn die Sonne durch Nebel- und Wolkengebilde aufgeht und ihr Strahl in allerlei Färbungen sich bricht, langsam, aber unüberwindlich, steigt auf eine neue Welt, die Welt Christi.

IV. Palästina als das heilige Land der Christen und Muhammedaner.

Wie ein Baum, wenn er sich überblüht oder übertragen hat, oder besser noch, wenn ihm die Krone ausgebrochen ist, so erscheint das jüdische Volk, nachdem es der Welt das Christentum vermittelt und selbst seinen Christus verworfen hatte. Es ist dem nationalen Untergang geweiht. Nur so lange mußte die Schale — denn nur noch um eine Schale, spröd und brüchig, handelt es sich — noch halten, bis der zarte Kern, das Christentum, ihrer entbehren konnte.

Es war wenige Wochen, nachdem Jerusalem den stillen Meister aus Galiläa an das Kreuz gebracht, da hatte sich in denselben düstern Mauern eine kleine Schar seiner treuesten Anhänger wieder zusammengefunden und fest verbunden zur Aufnahme des Kampfes, dem er zum Opfer gefallen war. Am See Genezareth, in ihren und seinen Heimatgefilden, dahin sie verzagt zurückgekehrt waren, und dann nachher aufs neue, nach ihrer Rückkehr nach der Stadt, in der sie ihn verlassen, auf des Ölbergs erinnerungsreichen Höhen hatten sie in sinnenfälligen Erscheinungen des Gekreuzigten das Unterpfand erhalten, daß ihn der Tod hatte nicht töten können. Nun vereinen sie sich, eine neue Bruderschaft, um den gewissen Glauben, daß der von den Autoritäten seines Volkes Verworfene und schmachvoll Ermordete doch der Messias, das heißt, im Sinn ihrer Sprache, der Weltvollender, der Retter aus Sünde, Not und Tod, der Erlöser und Einiger der Menschheit sei, und daß er das Werk, dem er durch der Menschen blinde, blöde Gewalt entrissen ward, mit anderen Kräften durchzuführen nun aus den ewigen Höhen auf den Plan trete. Es war eine kleine, unscheinbare Schar aus der Provinz. Jerusalemiten werden wohl nur wenige sich angeschlossen haben, etwa Simon von Bethanien, Joseph von Arimathia, Johannes Markus, vielleicht Nikodemus

und noch der Eine oder der Andere, verschwindend wenige gegenüber den Zehntausenden der Hauptstadt. Galiläer oder Nazarener hat man die kleine Bruderschaft noch lange spottweise genannt. Ihr Kern waren die Elf, nachdem der Zwölfte ein Ende mit Schrecken genommen.

Wieder nahte ein Fest und sammelte zahlreiche Festpilger in der heiligen Stadt, das Fest der Pfingsten. Vor allem die Bewohner Palästinas waren es, die diese Feste zweiten Ranges zu besuchen pflegten. Eine Menge Bekannte, Freunde und Verwandte der kleinen galiläischen Christuskolonie fanden sich in Jerusalem mit dieser zusammen. Die alten Erinnerungen wurden ausgetauscht, die neuen Erlebnisse bekannt und bezeugt. Lebhaft besprach man das eine große Ereignis des letzten Festes vor kaum sieben Wochen, den Kreuzestod eines vermeintlichen oder wirklichen Messias, des allen bekannten sanften, stillen Jesus aus Nazaret, durch Römerhand am Tage des Passah. Und wie sie deß alles betend und fragend gedachten, da brach in der Gemeinde seiner Getreuen und überspringend von ihnen in einer großen Zahl der noch Schwankenden hinreißend und überwältigend das Bewußtsein durch, daß es doch mehr als die letzte Phase der jüdischen Religion sei, was sie seit jenen Tagen erleben, daß in ihnen ein ganz Neues lebendig geworden, daß ihnen durch Jesus eine neue Gemeinschaft mit dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs als seinem Vater erschlossen, daß, wie die Propheten es einst verheißen, mit dem in ihrer Mitte wirksamen Geist Jesu Gottes Geist selbst auf sie ausgegossen sei. Das war die Geburtsstunde des Christentums als einer selbständigen, in sich geschlossenen, sich ihrer Eigenart bewußten, neuen Größe, die sich jetzt loslöste aus dem Schoß des Judentums. Und wieder war die altheilige Tempelstätte der Schauplatz für dieses scheinbar so kleine und doch so unendlich große, schöpferische Ereignis von unabsehbarer Tragweite.

So wenige strenggläubige, engherzige Palästinenser, zumal Jerusalemer Juden sich dieser neuen Bruderschaft anschlossen, um so mehr Anziehungskraft übte sie für die griechischen Juden, die Hellenisten, mit ihrem weiteren Horizont und ihren freieren Anschauungen, ihrer lebendigeren Empfänglichkeit und heißeren Sehnsucht. Wir erfahren, daß bald fast die Mehrzahl der kleinen Christengemeinde aus solchen Hellenisten bestand. Einer unter ihnen, ein Geist- und Sprachgewaltiger,

mußte seinen Zeugeneifer, wohl an derselben Stätte, da das Kreuz seines Herrn gestanden, mit dem Steinigungstod büßen, Stephanus. An den Steinen Jerusalems klebt so auch das Blut des ersten Märtyrers. Die einst die Propheten gezeugt, dieselbe Stadt war es, die jetzt die Propheten tötete und steinigte, die zu ihr gesandt.

Die Christengemeinde wurde zersprengt. Aber, wie es so oft in der Geschichte der Geister, zumal der Religionen sich erweist, diese gewaltthätige, blutige Verfolgung war nur ein Mittel zur raschen Ausbreitung des neuen Glaubens. Lydda, Joppe, die Städte, die Jerusalem mit dem Mittelländischen Meer verbanden, und, was mehr bedeutete, Cäsarea am Meer, seit dem Römerregiment die politische Hauptstadt des ganzen Landes, werden genannt. Die geborenen Galiläer aber werden sich in Galiläas Städte zurückgezogen haben, so daß in ihnen hin und her sich Gemeinden bildeten. Ja, bis Damaskus war der neue Glaube durch Flüchtlinge, wohl solche, die dort heimisch waren und nun nach Hause flüchteten, getragen. Wichtiger noch war, daß aus der Blutsaat, wie eine Wunderblume aus den steinigen Felsen der Judäischen Wüste, der Mann emporwuchs, der den Geist des Gekreuzigten am tiefsten in sich aufgenommen, ein Mann, der einen Bürgerbrief von Rom sein eigen nannte, dessen Wiege in Tarsus, einer der großen, griechischen Universitätsstädte auf dem Übergang zwischen griechischer Welt und Orient, stand, der mit seinem empfänglichen Geist in sich aufgenommen hatte, was in der griechischen Luft damals umging, dessen hohe Schule aber Jerusalem gewesen war. Eben trieb ihn sein glühender Eifer für die Religion seiner Väter auf die Bahn eines Verfolgers des gotteslästerlichen Bekenntnisses zu einem gekreuzigten Messias bis nach Damaskus hin. Da ward er, gewiß nicht ohne Nachwirkung des Eindrucks, den er in Jerusalem bei den Streitgesprächen in den Synagogen und bei der Steinigung auf dem Richtplatz von diesen Bekennern erhalten, in plötzlichem Umschlag selbst zu dem geistgewaltigsten Zeugen dieses wundersamen Glaubens. Dieser uns allen bekannte Paulus ist eine der reichst ausgestatteten Persönlichkeiten, die die Geschichte kennt. Mit der Feuerglut einer großen Seele, mit der mystischen Tiefe eines frommen Gemüts verband er seltenen Scharfsinn des Denkens und ein Feldherrntalent in der Gestaltung weit ausschauender Pläne, mit einem zarten, erregbaren

Nervensystem die größte Zähigkeit und Ausdauer in der Durchführung des Beschlossenen trotz aller Strapazen. Ausgerüstet mit einer sicheren, schöpferischen Beherrschung der Sprache, mit der Gabe des Dichters ist er mit den wenigen Briefen, die er uns hinterließ, einer der epochemachendsten Schriftsteller, die es je gegeben. Bei einer wunderbaren Anpassungsfähigkeit in allen Nebensachen und einer großartigen Weitherzigkeit wich er in der Hauptsache nie auch nur um eines Haares Breite. Das war das auserwählte Rüstzeug, die neue Religion aus den engen Mauern Palästinas und des jüdischen Gesetzeswesens hinauszuverpflanzen ins große, weite, freie Feld des Völkerreichs der Römer.

Noch zweimal greift fortan der Geist Jerusalems bedeutsam ein. Das eine Mal, als engherzige Judenchristen, Sendlinge Jerusalems, in der von Paulus gegründeten, aus Juden und Heiden gesammelten Gemeinde der vorderasiatischen Weltstadt Antiochia die Gewissen verwirrten und die Einheit gefährdeten durch die Behauptung: nur wer ein voller Jude werde, sei auch ein voller Christ. Paulus, der nie einer Frage auswich, faßte sofort den Stier bei den Hörnern. Er ging nach Jerusalem. Und in großem Geisterkampf errang er der jungen Religion die volle Selbständigkeit und innere Freiheit gegenüber allem jüdischen Gesetzeswesen. Das zweite Mal war es, als dieser selbe Paulus, der mit inniger Pietät an Jerusalem als der Mutter aller Gläubigen hing, der verarmten Christengemeinde Jerusalems als Dankesopfer eine Liebesgabe, die er, aller naheliegenden Mißdeutungen ungeachtet, aus seinen jungen heidenchristlichen Provinzen gesammelt hatte, persönlich zu überbringen dorthin gekommen war. Wie er den Tempel besuchte, da ballte sich der jüdische Fanatismus um ihn als einen Abtrünnigen. Und als der römische Hauptmann die Streitenden zu trennen seine Soldaten sandte, legten sie an ihn als den offensichtigen Mittelpunkt des Streites die Hand. Aus dieser römischen Hand ist Paulus nicht mehr frei geworden. Die Untersuchung zeigte bald, daß man einen guten Fang gethan. Zwar, wessen die Juden ihn beschuldigten, das wog für die römische Behörde nicht, um so schwerer aber das, wozu er sich selbst bekannte. Dieser Jude hatte nun seit Jahr und Tag durch die Provinzen des römischen Reiches eine neue Religion verbreitet und religiöse Gemeinschaften gestiftet. Das

war ein Kriminalverbrechen. Wunderbarer Konflikt! Hätte er vor Jahren das Christentum nicht von der jüdischen Umgarnung losgelöst, so war er frei. Für jüdische Religion, ob sie auch etwa mit einigen neuen Glaubensartikeln ausgestattet war, durfte man Propaganda machen. Weil er sie losgelöst, weil er sie als neue Religion bekannt, darum mußte er sterben. Eben in der Verquickung des Christentums mit dem Judentum lag aber die Schwierigkeit des Rechtsfalles. Das Christentum war eben beides, Vollendung der jüdischen und doch selbst eine neue Religion. Daher erklärt sich wohl das lange Hinziehen des Prozesses, trotz dessen, daß es sich um einen römischen Bürger handelte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Paulus durch Roms Gesetze fiel, brachten sie in Jerusalem das Haupt der jüdischen Christenheit um, den Bruder Jesu, Jakobus, genannt der Gerechte, und versetzten damit dem jüdischen Christentum den Todesstoß.

Diese Henkersdienste waren das letzte, was das Judentum geleistet hat. Nun begann, während der grimmig gehaßte neue Glaube seine Siegesbahn trotz aller Erschwernisse weiter verfolgte, für sie, über die die Weltgeschichte sichtlich hinwegzuschreiten sich anschickte, der Todeskampf. Wiederum ein wunderbares Bild! Auf diesem kleinen Fleckchen Erde stehen sich die zwei ausgeprägtesten Charaktergebilde der ganzen alten Welt gegenüber: die Römer und die Juden. Jahrhunderte lang lebte dieses selbe Judenvolk unter persischer, Jahrhunderte unter griechisch-syrischer Herrschaft still und friedlich. Unter den Römern konnte es nicht leben. Die beiden Nationen, die sich hier begegneten, hatten auf der einen Seite zu viel Verwandtes, auf der anderen zu unversöhnliche Gegensätze in sich. Zu viel Verwandtes: Sie waren beide von ihrer Mission durchdrungen, daß sie die Welt beherrschen sollten, und lebten nur der Verwirklichung desselben großen Zukunftstraums, des Weltreichs unter ihrer Leitung. Sie hatten beide dabei einen starken gesetzlichen Zug, der nicht zu beugen, an dem nichts abzubrechen war. Und er machte sie stolz, nackenstark, aber auch unfähig, den Doppelgänger zu begreifen, zu würdigen. Wenn das Bild nicht zu klein scheint, wie zwei edle Kampfhähne stehen sie nun einander gegenüber. Und doch unversöhnliche Gegensätze: Der Römer der Mann des nüchternsten Realismus, der Jude der Mann des überspannten Idealismus. Der Römer, der nur

nach Macht fragt, der Jude, der nach Wahrheit, Gerechtigkeit, Religion, Freiheit fragt. Der Römer, der in idealen Fragen sich skrupellos allem anpassen konnte bis zur völligen Verleugnung jeder eigenen Überzeugung, bis zum Pilatuswort: „Was ist Wahrheit?", und der Jude, der kein Tüttelchen und kein Jota von seiner Überzeugung zu opfern vermochte. Der Eine im Vollbesitz seiner Macht, der Andere nur lebend von seinen Ansprüchen, der Eine von Erfolg zu Erfolg schreitend, der Andere seit Jahrhunderten eine Kette von Mißerfolgen hinter sich herziehend. So standen sie einander gegenüber, wie zwei Heerscharen, jeder hinter sich gewaltige, auf Jahrhunderte zurückreichende Kulturleistungen zum Wohle der Menschheit auf völlig entgegengesetzten Gebieten und in völlig entgegengesetzter Linie. Sie konnten länger nicht nebeneinander leben. Und es war, wie wenn die Römer dieses Volk hätten reizen wollen gleich einem Matadore, der seinen Stier reizt, zum großen Kampf vor aller Welt. Die Prokuratoren, die sie schickten, waren meist noch schlechter als Pilatus; einer wie der andere gewissenlos, brutal, ungerecht, räuberisch, das unverstandene und verachtete Volk quälend bis aufs Blut, und so in ihm Haß und Verachtung förmlich züchtend gegen die ganze Macht, die sie so elend vertraten. Es war wahrlich nicht Übermut, als die Juden endlich losschlugen. Aber nur die bis zum Wahnsinn, zur Tollwut gesteigerte Verzweiflung konnte den Kampf wagen, nur völlige Verblendung einen Augenblick an einen Erfolg denken. Das Volk glaubte noch an die ihm verheißene Zukunft, ohne zu erkennen, daß diese Zukunft bei den Christen lag, daß es selbst durch deren Ausstoßung seine Zukunft verwirkt hatte. Es war ein furchtbares Ringen; vier Jahre währte es, der Kampf eines Zwerges mit einem Riesen. Dennoch mußten die Römer ihre besten Kräfte und ihre tüchtigsten Heerführer in das kleine Ländchen schicken. Mehr noch als der Römer Macht hat das blinde Wüten der Parteien gegeneinander, das selbst dann nicht aufhörte, als des Feindes Fuß auf ihren Nacken trat, des unseligen Volkes Kräfte zerrieben.

Zuerst fiel Galiläa. Dann wurde das Land, Hügel um Hügel, Burg um Burg, Brunnen um Brunnen, Stadt um Stadt in dreijährigem Kampfe erobert. Auf den Schlachtfeldern Judäas, es klingt wie ein Hohn der Weltgeschichte über das geschichtslos werdende Volk, holte der siegreiche Feldherr Vespasian

sich seine römische Kaiserkrone. Seinem Sohn Titus übertrug er die Vollendung des Zerstörungswerkes. Es blieb ihm im Jahre 69 nur noch das Schwerste, die Eroberung Jerusalems. Fünf Monate hat die geübte römische Kriegskunst vor dem Felsennest gelegen, Mauerstück um Mauerstück, Gasse um Gasse, Hügel um Hügel der auf Hügeln erbauten Stadt mußte erobert werden. Über Dämme von Leichen hinweg schritten die erbitterten Sieger. Kein Wunder, daß sie keine Schonung kannten. Als endlich die Oberstadt fiel, da war die Marmorpracht in Schutt begraben, der Tempel in Feuer aufgegangen, die Stadt, die die Propheten getötet, gefüllt von Leichen, dem Erdboden gleichgemacht. Die dürftigen Reste, die lebendig in die Hände der Eroberer fielen, wanderten in die Bergwerke zur Zwangsarbeit oder in die Arenen zum Kampf mit den wilden Tieren; die Vornehmsten wurden im römischen Triumphzug vorgeführt, um darnach im Kerker hingeschlachtet zu werden. Das war das Ende dieser zweitausendjährigen Geschichte des einzigartigen Volkes. Nun gab es keinen Tempel, keine Opfer, keinen Hohenpriester, kein Synedrium als oberste Behörde aller Juden mehr.

Aber es war doch noch nicht zu Ende. Ein solches Volk stirbt zweimal, und, wie die Geschichte zeigt, selbst dann ist es nicht tot. In den nächsten Jahrzehnten wurden die elenden Überbleibsel des Volks, die noch im Lande lebten, wie sich denken läßt, von den römischen Beamten nicht gerade rücksichtsvoll behandelt. Jedes Jahr drang ihnen ein Stachel in die Wunde, wenn bei ihnen schonungslos die frühere Tempelsteuer für den Iupiter Capitolinus in Rom eingetrieben wurde. Wie oft mag ihr verbissener Groll zu scharfen Zusammenstößen geführt haben. Aber noch einmal schlug die Flamme in heller Lohe auf. Rings im Land mehrten sich die römischen Prunkstädte; namentlich im Ostjordanlande wurden als Grenzwehr gegen die Araber an allen beherrschenden Punkten solche erbaut, deren gewaltige Ruinen mitten in der Öde Zeugnis ablegen von dem Reichtum und der stolzen Pracht jener Kultur und der zukunftssichern Kühnheit, mit der die Römer sie mitten in die Barbarei hineinpflanzten. Da befahl der große Städtegründer Hadrian, wohl um der einzigartigen Lage willen, auch auf den Trümmern Jerusalems eine neue Römerstadt zu bauen. Wo einst das Allerheiligste gestanden, sollte der Tempel des römischen Jupiters stehen; und wo nie ein Bild geduldet war

im Dienst des bildlosen Gottes, sollte die Statue des römischen Kaisers Hadrian errichtet und verehrt werden. Wie auf Schlachtfeldern im Starrkrampf Liegende, wenn der Feind vorübergeht, noch einmal aufzucken ihn tödlich zu treffen, so erwachte der halbtote Jude in Palästina und zückte den Dolch gegen den Römer. Durch einen tollen Handstreich kamen die Juden in den Besitz der eben entstehenden neuen Stadt. Ein falscher Messias, an den sie diesmal alle glaubten, war ihr Führer. Fünf Jahre, währte es wieder, bis 135 Jahre nach Christus auch die letzte Regung erstickt war und kein Blut mehr floß in dem großen Leichnam, bis das Volk, wie die alte Nachricht sagt, „aufgerieben, vertilgt und ausgerottet" war, oder wie man vorsichtiger sagen muß, bis endgültig Palästina für die Juden verloren, des Volks nationale Existenz für immer zerstört war. Des Kaisers Plan ward ausgeführt. Aelia Capitolina hieß die neue Stadt auf dem Zion. Bei Todesstrafe durfte sie kein Jude betreten. An der Stelle der Kreuzigung, so erzählen Christen, sei ein Tempel der Venus, über Christi Grab ein Heiligtum des Jupiter gestanden. Auf dem Tempelplatz stand Hadrians Reiterstatue und blickte nach dem Ölberg hinüber.

Im Lauf der Zeiten fanden sich Juden wieder da und dort zusammen. In Tiberias, das sie einst gemieden, erblühte eine Schriftgelehrtenschule und spann Spinnfäden um die alten, großen Gedanken ihrer Propheten. Was weitherzig war, zumal die Schar der Proselyten, war zum Christentum übergegangen. Zurückblieb, was starr festhielt an der Väter Satzung und gegen jede Fortentwicklung sich sträubte. So lebten sie in der Vergangenheit begraben, ein lebendig totes Volk, Fremdlinge in der sich umgestaltenden Welt, im äußeren und im geistigen Sinn.

Inzwischen hatte das, was sie als Erbe den Völkern hinterlassen, der Christusglaube, seinen Gang durch die Welt angetreten. Während die Römer das Judentum heimatlos machten, gewann das von ihm ausgegangene Christentum im Römerreiche Stätte um Stätte. Das „Volk Gottes" hatten sie besiegt; der Gott dieses Volkes besiegte sie.

Nachdem Jerusalem in Trümmer gesunken, ging der Schwerpunkt langsam weiter nach den großen Brennpunkten der römisch-griechischen Welt, Antiochia, Alexandria, Ephesus, um zuletzt sich festzusetzen in Rom. Aber auch in Aelia Capitolina bildete sich eine christliche Gemeinde aus Nichtjuden. Bedeutender

freilich als sie in ihrer wüsten Umgebung war die Gemeinde der politischen Hauptstadt des Landes, in Cäsarea am Meere mit seiner Erinnerung an die zweijährige Gefangenschaft des Paulus. Dorthin wandte sich, nachdem ihn Eifersucht aus seiner Heimat Alexandrien verdrängt, der größeste Geist jener wundersamen Übergangszeit, da Christentum und Griechentum sich verschmelzen, Origenes. Dort hat er (232—254) seine größten Werke geschrieben, die am meisten dazu beitrugen, das Christentum dem Griechengeist zu erschließen, freilich gegen das Opfer, daß es selbst halb griechisch wurde. Dort erstand, als dieses ersten großen Theologen Schüler, dem Christentum sein erster großer Geschichtsschreiber, ohne den wir überhaupt fast nichts wüßten von den ersten Jahrhunderten des Christentums, Eusebius von Cäsarea.

Aber auch Jerusalem taucht eben um diese Zeit langsam wieder auf. Die erste sichere Nachricht, daß Christen sich auf diese Wiege ihrer Religion besinnen und sie als solche besuchen, stammt eben aus der Zeit des Origenes, dem Anfang des dritten Jahrhunderts. Er erzählt gelegentlich, daß man in Jerusalem und Bethlehem die Stätten zeige, wo die großen Thaten der Erlösung geschehen seien. Er scheint selbst nicht viel auf die Sicherheit zu halten. Wer konnte es auch wissen nach allem, was dazwischen lag. Zum erstenmal fällt ein heller Lichtstrahl wieder über Jerusalem in der Zeit, als das Christentum im römischen Staat zur Anerkennung gelangt. Helena, die Mutter des ersten Kaisers Konstantins, der dem Christentum volle Gleichberechtigung im römischen Reich gesetzlich zuerkannte, sie ist die berühmteste Pilgrimin zum Heiligen Land und eröffnet den Pilgerzug der Jahrhunderte. Ihr verdankt man die bedeutsamste Überlieferung. Sie soll, unterstützt von einem Bischof, gesucht und „wider alles Erwarten" die Grabstätte des Herrn unter all den Trümmerhaufen gefunden haben. Woran sie zu erkennen war unter den unzähligen Grabstätten um Jerusalem her bei der, wie die Erzählung selbst verrät, völlig unterbrochenen Tradition, ist freilich nicht angedeutet. Wodurch sollte sich auch das Grab, das der reiche Ratsherr Joseph von Arimathia sich hatte zurüsten lassen, von andern Grabmälern der reicheren Juden unterschieden haben? Ein Jahrhundert später erzählt man sogar, daß es ihr „durch ein Wunder" gelungen sei, in der Nähe des Grabes ein Stück vom

Kreuzesholz zu entdecken. Von da an steht der Glaube fest, daß dort, wo noch heute die Grabeskirche steht, Jesus dem Grab entstiegen sei. Und nun beginnt auch sofort die Verehrung dieser Stätte. Konstantin läßt eine prächtige Kirche darüber errichten. Die Christenheit beginnt an „heiligen Stätten" zu hängen.

In derselben Zeit beim ersten Konzil der Christenheit in Nicäa wird der Bischof von Jerusalem mit dem Ehrentitel eines Patriarchen bedacht, ein weiteres Zeugnis dafür, wie die Blicke frommer Ehrfurcht nun nach Jerusalem gerichtet sind. In den nächsten Jahrhunderten wird von Wallfahrten nach den heiligen Stätten aus diesen und jenen Ländern berichtet. Für eine eigenartige Erscheinung im Christentum ist dann, obgleich sie aus Ägypten stammt, wieder Palästina klassischer Boden geworden, für die sonderbaren Heiligen, welche, losgelöst von aller Beziehung mit anderen Menschen, in einsamen Felsklüften und Höhlen Gott am besten zu dienen wähnten. Um das ganze Tote Meer her finden sich solche Einsiedlerhöhlen an den Felsbergen; sie ziehen sich die Jordanaue entlang bis über Jericho hinauf. Einer der berühmtesten unter diesen Einsiedlern, aus dessen Felsenklause ein heute noch fast von jedem Pilger besuchtes, in schauerlicher Einöde an Felsenklüften hängendes Kloster erwachsen ist, war der heilige Saba. Aber auch einer der bedeutendsten Schriftsteller der abendländischen Welt aus dem vierten Jahrhundert, Hieronymus, hat das letzte Jahrzehnt seines Lebens in Bethlehem zugebracht, um an der Stelle zu sterben, an der sein Herr geboren war. So lockt Palästinas toter Boden solche von der Welt und ihren Interessen abziehenden Gedanken in der Christenheit hervor.

Inzwischen hat sich ein neues Ereignis in der Welt vorbereitet. Wieder beginnt es mit einem gewaltigen Todesringen, dem Todesringen des Siegers über das jüdische Volk, des Römertums. Aber der Körper war riesenhaft, das Herz war stark. Jahrhunderte dauerte der Todeskampf. Der Anfang desselben liegt eigentlich schon in der Anerkennung des Christentums im römischen Reich. Damit war fremdes Blut hereingekommen, und das konnte der Körper nicht mehr vollständig verarbeiten. Aber ob das Römerreich erlag, der Römergeist hatte sich eben während dieses Todeskampfs ein neues Gebilde geschaffen, die katholische Kirche.

Von allen Seiten drängte es auf das Reich ein, im Nordwesten waren es die Germanen, im Nordosten die Slawen und im Osten — die Perser. Diese Perser, die einst die alten semitischen Reiche gestürzt, die dann den Griechen und nach ihnen den Römern hatten weichen müssen, sie steigen wieder aus dem Grabe hervor und klopfen als Todesboten an die östlichen, schwach verriegelten Pforten des römischen Reiches. Während die Germanen, jugendliche Völker ohne Geschichte, ohne Kultur, ohne abgeklärten und gefesteten idealen Volksgehalt, vor dem Christentum sich beugen und in dem großen Schmelztiegel der katholischen Kirche allmählich, mit der alten Kultur sich auseinandersetzend, die Nationen Westeuropas aus sich herausbilden, war der Kampf im Osten, echt orientalisch, im tiefsten Grunde ein Religionskrieg, ein Kampf zweier Geisteswelten. Jene wiedererstandenen Neuperser hatten auch ihre alte Religion wieder ausgegraben, aber, wie es in solchen Fällen geht, als Petrefakt, ins Abergläubische verzerrt. Aus den alten, tiefsinnigen Ideen des Kampfes von Licht und Finsternis war eine ziemlich plumpe Feueranbeterei geworden. Vor ihren Grenzen fanden sie die Vorposten des Römerreiches, das inzwischen das Christentum angenommen, den Schwerpunkt nach Konstantinopel verlegt, ja die Stammländer im Abendland eingebüßt hatte, ein heiliges römisches Reich griechischer Nation. Zwei Jahrhunderte ringen die beiden Mächte in einer Reihe von Waffengängen mit einander, wie in einem großen Völkerduell. Die Kämpfenden dringen vor und weichen zurück im steten Wechsel. Und wieder sind die Länder Syriens das nächste Kampfobjekt. Über sie wurde die Grenze herüber und hinübergeschoben. Bald fallen sie den Persern in die Hände, bald bleiben sie im Besitz der griechischen Römer. Eine Kulturentwicklung war bei solcher unsicheren Existenz, doppelt, da immer wieder Heereszüge drüber hinzogen und brandschatzten, was sich etwa an Gütern ansammelte, unmöglich. Im Anfang des 7. Jahrhunderts gelang es dem Perser Chosroës ganz Syrien und Ägypten den Römern zu entreißen. 614 kamen seine Horden nach Jerusalem, zu rauben, was es noch Wertvolles gab, und die Kirchen und Kunstdenkmäler, die noch standen, zu zerstören. Kurz darauf gewann wieder der römische Kaiser Heraklius das unglückliche Land. Das Sassanidenreich der Perser erlitt dabei den Todesstoß. Es war eine kurze

Freude. Wohl brachte der christliche Kaiser auf den Knieen in zitternden Händen das heilige Kreuz der Helena, das der persische Großkönig geraubt hatte, zurück nach Jerusalem. Aber die Reliquie hatte keine schirmende Kraft.

Gegen das Kreuz erhob sich der Halbmond! Zwei Jahrhunderte hatte dieses Ringen zweier Religionen um das große alte Kulturgebiet der Semiten vom Euphrat bis zum Mittelmeer herumgewogt. Da wird es plötzlich lebendig inmitten dieses semitischen Länderkreises, der seit der Zerstörung Jerusalems im Todesschlaf ruhte; plötzlich, wie wenn der Mond aufgeht über der schlummernden Welt und unruhig flimmerndes fahles Licht über sie ergießt, daß Geister sich regen. Aus dem Schoß desjenigen Semitenvolkes, das wohl in Urzeiten die Mutter der andern semitischen Völker gewesen, aber bis dahin aus sich selbst noch keinen Beitrag zur Menschheitskultur hervorgebracht hatte, der Araber, ersteht eine neue Religion zwischen den beiden sich auf den Tod bekämpfenden.

Es war ein wunderbarer Mann, der dort, zunächst aufgerufen durch arabische Stammesfehden, auch Handelsrivalitäten, aber vor allem angewidert durch den niedrigen Götzendienst seines Volkes, zum Propheten sich entwickelte, Muhammed, der Prophet. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe dies im Einzelnen zu schildern. Aber durch ihn erhält auch unser Palästina sein Schicksal. Aus einer wundersamen Mischung arabischer Vorstellungen und Stimmungen, jüdischer Anschauungen und etwas verschwommener christlicher Einwirkungen ist diese neue Weltreligion entstanden. Ihr Wesen aber hat ihr ihr Vaterland gegeben. Sie trägt durch und durch arabisch-nationalen Charakter. Und wenn ihr auch jüdische und christliche Ideen Kraft gaben zu einer Weltreligion sich auszuwachsen, im Grunde ist sie nie über nationale Gesichtspunkte hinausgekommen. Mit der Religion breitet sich die arabische Sprache aus. Wer Muhammedaner ist, hat in Arabien die Heimat seines Geistes. Der muhammedanischen Völker nationale Eigenart kann diesem Grundzug gegenüber sich nicht voll entfalten. Nicht ein sozusagen internationales Menschheitsideal, sondern das arabische Volksideal ist das Ideal des Islam. Nicht um ein die Welt umfassendes Reich Gottes, sondern um ein arabisches Weltreich kämpfen seine Gläubigen. Nicht mit Wort und Geist, sondern mit dem Schwert. Nicht einen Vater im Himmel bringt der neue Glaube den Menschen, sondern einen

mächtigen Herrn, unter den er blinde Unterwerfung fordert, dessen Wille das Geschick der Menschheit ist. Der arabische nationale Dünkel artete bald in Haß und Verachtung der Juden wie der Christen aus, denen Muhammed das Beste verdankte, was er zu bieten hatte.

Von seinen nationalen Ideen aus mußte der Prophet zunächst alle die Araber, die im Lauf der Zeiten bis herauf nach Palästina und bis hinüber nach Mesopotamien gedrungen waren, unter seiner neuen Religion vereinigen. Wie es von Anfang an schon in den engen Kreisen der Anfänge der Bewegung nicht ohne Krieg abgegangen war, so galt es auch hier, die eigenen Volksgenossen mit Gewalt zu bekehren. Das aber führte, da sie dort unter persischer, hier unter römischer Herrschaft lebten, über sich hinaus. Muhammed selbst starb plötzlich, während er zum Kriege drängte. Aber die kraftvollen Helden, die an seinem Sarge standen, Abu Bekr und Omar, führten seinen letzten Willen glänzend aus.

Wieder wie vor Urzeiten wälzt sich die arabische Völkerwelle in zwei Ströme geteilt nach Mesopotamien und ins Jordanland. Am Euphrat haben sie sofort gesiegt. Die Römer hatten Muhammeds Scharen vorgearbeitet. Das Perserreich lag in den letzten Zügen. Schwer dagegen hielt es wieder in Palästina. Erst als die sieggewohnten Helden aus Mesopotamien nach Palästina herüberkamen, da fielen seine festen Städte. Es war am 5. Juli des Jahres 635, als Omar in Jerusalem einzog. Der Halbmond war aufgegangen. Starr blieb er stehen über dem Land. Das jüdisch gewesen, christlich geworden, das ward nun muhammedanisch. Omar und seine Nachfolger waren im Grunde duldsam und nachsichtig. Man ließ den Christen ihre Kirchen und ihre freie Religionsübungen. Aber das christliche Regiment hörte auf. Regierung und Verwaltung wurden muhammedanisch. Araber zogen ins Land und rissen bald dies, bald jenes an sich. Bei Bedarf griff man in die Kirchenschätze der Christen; gelegentlich, wenn sie irgend sich ungeberdig stellten, nahm man ihnen diese oder jene Kirche ganz freundschaftlich ab. So wurde langsam das Land muhammedanisiert.

Und doch ist er ein Rätsel, dieser Umschlag der Weltgeschichte im Orient. Wir reden von der Unbesiegbarkeit des Christentums, und innerhalb einer einzigen Generation fallen diese gesamten christlichen Länder, unter ihnen die klassischen

Länder des ersten Christentums, unter ihnen der Wurzelboden des Christentums, Palästina, in die Hände der Bekenner dieser neuen Religion. Und, was mehr bedeutet, unversehens fallen ihre Bewohner dem neuen Glauben zu. Wie begreifen wir das? Wir dürfen sagen, es ist nicht das Christentum, was hier besiegt worden ist; das war längst hinübergegangen zu anderen Völkern. Eben hatte es die jungen germanischen Völker gewonnen. Sondern es sind diese alten Völker, die endlich ihrem Alter erlagen, denen nicht einmal das Christentum auf die Dauer ein wirklich neues Leben zu geben vermochte. Was hier zusammenbrach und bis auf kümmerliche Reste spurlos verschwand, das war auch nicht das Christentum Christi, das war ein wundersames Gemengsel von christlichen, jüdischen, griechischen, syrischen und römischen Ideen und Idealen. Ein solches Mosaik konnte einem starken Hammerschlag nicht standhalten. Zudem: dieses orientalische Christentum war statt einer Lebenshaltung eine Lehrmeinung geworden. Dabei hatte es sich in spitzfindigem, ebenso echt griechischem als schlecht christlichem, Gezänk über Lehrfeststellungen, die dem Verstand unfaßbar waren und dem Herzen nichts boten, in aufs heftigste sich befehdende Parteien gespalten. Daran ist es zu Grunde gegangen. Die verschiedenen Parteien, die Jakobiten in Ägypten, die Nestorianer in Syrien, die Monophysiten in Palästina, sie ersehnten sich alle die Befreiung von dem geistigen Bann der kaiserlichen Orthodoxie in Byzanz. Der Patriarch von Jerusalem war es selbst, der Omar die Thore geöffnet hat. Sie dachten: unter den Muhammedanern wenigstens nach ihrer Façon selig werden zu dürfen.

Freilich, sie hatten sich verrechnet. Das einfache Christenvolk des Orients war längst von den Sätzen und Formen, die seine Theologen und Priester vertraten, nicht mehr satt geworden. Was ihnen der Islam darbot, wie einfach und verständlich für den schlichtesten Menschen war das dagegen. Er forderte keinen Tiefsinn, keine Haarspaltereien, keine mönchische Unnatur. Er bot dabei das Bild der Einheit statt all der Zerrissenheit. Und die wenigen elementaren Gedanken, die er predigte, sie stimmten überein mit den Grundvoraussetzungen des Christentums, sobald diesem seine religiöse Eigenart, das Kindesverhältnis zu Gott und der Erweis dieses Glaubens in der Liebe und der Überwindung der Welt genommen war. Ein Gott, ihn anbeten, ihm blind vertrauen, die Welt verachten, auf ein

Jenseits hoffen, — wie einfach und kernig gegenüber all dem feinen Vielerlei, was der Grieche aus dem Christentum herausgesponnen hatte. Statt all der dünnen, in die Finger schneidenden Seidenfäden erhielten sie nun einen kräftigen Stab in die Hand. Und gerne griffen sie danach. So wurde das Morgenland muhammedanisch.

Wieder hatte Palästina das Glück, daß der Mittelpunkt dieser gewaltigen Macht, die wie im Sturm Nordafrika eroberte, Spanien überflutete, Sizilien sich aneignete und in den Osten Asiens immer tiefer eindrang, daß der Mittelpunkt dieser neuen Welt in seiner Nähe lag, in Damaskus. Da thronten die großen Khalifen der ersten zwei Jahrhunderte. Von dort aus haben sie die Welt beherrscht. Dort haben sie die Kultur der Syrer und der Griechen zu ihrer Verherrlichung ausgenützt. Und Palästina hat natürlich am meisten von dieser Nähe Nutzen gezogen, zumal es auch für den Islam, der Abraham, Moses, David, Jesus unter seine heiligen Propheten zählt, heiliges Land ward. Ja um den christlichen heiligen Erinnerungen Konkurrenz zu machen, verlegte die Legende auch bedeutsame Begebenheiten aus Muhammeds Leben, vor allem seine Himmelfahrt, auf den Tempelplatz. Die nach Omar benannte, dort erbaute Moschee ward zum zweiten Heiligtum nach Mekka. Ja die Kaaba sollte dereinst zum jüngsten Tag von Mekka zum Felsen auf Zion kommen; denn hier sollte das jüngste Gericht gehalten werden. Die Gräber Abrahams in Hebron, Davids in Jerusalem, Mosis in der Nähe des Toten Meeres werden muhammedanische Heiligtümer und Wallfahrtsorte. Nur das Grab und die Geburtsstätte Jesu blieben in den Händen der Christen.

Noch einmal taucht nun das alte, unvergängliche Persien auf und zieht den Mittelpunkt der neuen, der muhamedanischen Welt an sich, nachdem Indien zum größten Teil erobert worden war. Im alten Mesopotamien ersteht die Zauberstadt Bagdad, die Residenz des neuen Kalifengeschlechts der Abassiden. Jerusalem und Palästina konnten nun für eine Zeit lang schlafen und schliefen fest. Hie und da huschte ein armes Pilgerlein um die Schlummernden her und brachte wundersame Berichte ins Abendland. Aber hatte Karl der Große über Rom mit den Apostelgräbern schon Jerusalems mit dem Grabe des Erlösers nicht vergessen, so richten sich seit dem 11. Jahrhundert, nachdem die abendländischen Völker sich auf sich selbst besonnen hatten,

nachdem ihnen die Flügel gewachsen waren, nachdem sie ihre eigene Welt sich zu gestalten Mut gewonnen hatten, die Blicke der Christenheit immer häufiger nach dem „heiligen Land". Die Pilgerreisen mehren sich. Nicht mehr einzeln nur, sondern schon in kleinen Scharen, wohl auch mit Waffen kommen sie gezogen und dringen mit mehr oder weniger Glück — die Hälfte verliert dabei das Leben — bis zum heiligen Grabe durch, dem Ziel ihrer Andacht.

Da stürmt es wieder durch Vorderasien. In dem Abassidenreich waren allmählich die kriegerischen, brutalen Seldschukken hoch gekommen. In Ägypten hatte ein einheimisches Geschlecht, die Fatimiden, sich selbständig gemacht und dringt erobernd in die Machtsphäre der Abassiden vor bis nach Damaskus. Die Grabeskirche in Jerusalem wird von ihnen 1010 neben vielen andern christlichen Kirchen Syriens von Grund aus zerstört. Noch schlimmer ergeht es Jerusalem, als die aus dem Osten vorbrechenden Turkmenen 1071 in das Land einbrechen, den Patriarchen ins Gefängnis werfen und alles verwüsten. Als sie auch Kleinasien überschwemmen und so das oströmische Kaisertum bedrohen, da lebt nach Jahrhunderten der alte große Kampf wieder auf zwischen dem Orient, jetzt dem muhammedanischen, und dem Occident, jetzt dem Vertreter des Christentums, dessen vorgeschobener Posten Byzanz ist. Sollte das oströmische Reich den Kampf allein aufnehmen, dann war er für die Christen verloren; das zeigten gleich die ersten Waffengänge. So wendet sich der Kaiser von Byzanz in der höchsten Not an den Papst von Rom. Der Bischof von Rom war Stufe um Stufe zum Vertreter und Haupt der abendländischen Christenheit aufgestiegen, seitdem Rom als Kaisersitz gefallen und in der gährenden Welt der Völkerwanderung die christliche Kirche sich als der einzige feste Punkt erwiesen hatte; vollends seitdem der römische Kaiser in Konstantinopel die Länder des Ostens an den Islam verloren und zu einem Landesfürsten herabgesunken war. Eben jetzt war der römische Vater der Christenheit auf der Höhe seiner Macht inmitten der sich ausgestaltenden neuen Welt.

Es war aber in jeder Beziehung ein erlesener Augenblick, als der, der dem Namen und Titel nach Erbe der römischen Weltmacht war, sich hilfeflehend an den wandte, der in Wahrheit jene Macht geerbt hatte. Die Grundordnungen für das neue nationale und staatliche Leben waren geschaffen. Aber

alles ist noch voll Bewegungslust. Die jugendlichen Gebilde recken sich. Die Phantasie ist frei in die Ferne zu schweifen. Wandertrieb und Jugendträume, wie wir sie kennen aus den eigenen jungen Jahren, füllen die Geister. Es verlangt sie, die weite Welt zu sehen, große Thaten zu thun.

Wie ein Lauffeuer geht der Ruf aus Konstantinopel durch die Lande. In Spanien und Sizilien hatte man soeben erfolgreich den Islam bekämpft. Dem Papst gelingt es, das rechte Ziel zu stecken, die Befreiung des heiligen Landes aus den Händen der Ungläubigen. Auf seinen Appell sammeln sich große Scharen der edelsten Ritter, Grafen und Fürsten in heiliger Begeisterung und ritterlichem Thatendurst zum heiligen Zug. Voll Andacht schmücken sie sich mit dem Kreuz, und geführt von einem Legaten des Papstes, pochenden Herzens, leuchtenden Auges, in der einen Hand das Schwert, in der anderen das Brevier, ziehen die abendländischen Ritter unter der Kreuzesfahne aus, das Land ihres Heilands zu erobern. Das ist das Zauberbild des ersten Kreuzzugs. Wieder weiß dieses wunderbare Land wie ein Magnet zu wirken. Die ganze abendländische Welt kommt in fiebernde Bewegung, die größten Opfer werden gebracht. Man ist überzeugt: dort finde man, was man schon damals im Katholizismus nicht mehr finden konnte, eine wahre Heimat für die fromme Seele. Und in ungeahntem Selbstwiderspruch folgt man dabei dem katholischen Aufgebot.

Der Enthusiasmus schafft wunderbare Erfolge. Diese Männer aus Frankreich und Deutschland, an andere Waffengänge, anderes Klima, anderes Leben gewöhnt, fassen Boden im fernen Morgenland, gewinnen Sieg um Sieg. In einem großen Sturmlauf erobern sie Jerusalem. Es entsteht auf dem alten Boden, mitten in der muhammedanischen Welt, die einen Augenblick wie erstarrt steht, ein christliches Königreich. Einer der Ritter, Gottfried von Bouillon, wird König von Jerusalem. Die alte Makkabäerzeit steht wieder auf. Wie damals ist es ein sozusagen geistliches Königreich; Priester sind die geistigen Leiter der Bewegung. Wie damals war es über Nacht erstanden.

Bald gehört ihnen ganz Palästina. Bis hinauf nach Antiochia und Armenien, bis hinüber nach Mesopotamien, bis hinunter nach Ägypten fällt alles in ihre Hände. Am älanitischen Meerbusen setzen sie sich fest, wie einst Salomo, und beginnen

von da aus Handel zu treiben. Der Emir von Ägypten geht einen dieser fränkischen Könige von Jerusalem, Amalrich, um ein Schutz- und Trutzbündnis an gegen muhammedanische Gegner seines Throns. Es scheint wirklich, daß hier mitten in der muhammedanischen Welt eine christliche, eine abendländische Welt entsteht. Die Ritter und ihre Frauen und ihre Kriegsmannen scheinen heimisch zu werden im fremden Lande. Man baute Burgen wie daheim; man gestaltete das Leben wie dort; man wählte die Fürsten, nahm Städte und Länder zu Lehen, zog aus auf Abenteuer und diente fromm der Kirche.

Aber es war in den Sand gebaut. Es war ein Traumbild, das bald genug zerann. Da war kein Alexander, der alle Geister zusammenzwang unter seine überlegene Kraft und seine in sich selbst sich bewährende Sendung. Der Papst war der unsichtbare Führer. Die aber das Werk ausführten, waren eben darum ohne Haupt. Es waren lauter sich gleichstehende Gewalten. Und es fand sich auch keiner, der den anderen unvergleichbar überlegen war, der das Unternehmen aus eigenem Recht zu dem seinen gemacht hätte. Das Königreich gehörte eigentlich dem Papst. Er gab es zu Lehen. Die ersten Könige, Gottfried, Balduin der erste und der zweite, Amalrich sind Heldengestalten. Aber es entsteht keine Dynastie, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich zusammenfaßt. Die ganze Zwitterhaftigkeit der Gründung prägt sich aus in zwei wundersamen Gebilden, die sie zu ihrem Schutz ins Dasein rief, den Orden der Johanniter und der Templer. Das sind Mönche und Ritter in einer Person, über oder vielmehr unter dem Küraß das Mönchsgewand, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Kreuz, in der Seele halb Entsagung, halb Eroberungslust. So haben in ihnen Religion und Krieg einen wunderbaren Ehebund geschlossen.

Wie konnte eine so widerspruchsvolle Bewegung Dauerhaftes schaffen. Nach etwa vierzigjährigem Besitz ging der größte Teil der eroberten Länder verloren. Das gab Anlaß zum zweiten Kreuzzug. Zwei Könige stehn diesmal an der Spitze, Konrad III. und Ludwig VII. Aber daran wurde nur die innere Schwäche der ganzen Unternehmung offenbar. Die Kolonie hieß die Machthaber aus dem Heimatland nicht willkommen; der oströmische Kaiser bereitete ihnen aus Eifersucht alle denkbaren Erschwerungen. So blieb der Kriegszug ohne jeden nennenswerten Erfolg.

Inzwischen war den Franken ihr größter Gegner erstanden in Saladin, der im Auftrag der schwachen Abbassiden Bagdads erst in Ägypten, dann in Damaskus die selbständigen Gewalthaber stürzte, um sich dann freilich gegenüber seinen Auftraggebern ebenso selbständig zu stellen. Das Königtum Jerusalem, wieder beschränkt auf das alte Palästina, hielt er nun umschlossen. Und dieses Königtum war in der Hand von Epigonen, die — als wär's ein Fluch, der auf diesem Boden liegt, — in Eifersüchteleien und Zwistigkeiten sich zersplitterten. Die Begeisterung der ersten Zeiten war längst verflogen, die Johanniter und Templer hoffärtig geworden, der Priester Leben ein Ärgernis. Nur von Saladins Gnaden fristete es noch einige Zeit sein Dasein. Es war ihm ja nicht gefährlich. Aber der thörichte Übermut der Unfähigen gab ihm bald Anlaß, gegen sie vorzugehen, ohne sich ins Unrecht zu setzen. Sie brachen die mit ihm geschlossenen Verträge, wie Israels und Judas Könige gegenüber Assur und Babel. Von Damaskus, wo er residierte, zog er gegen sie aus. Beim See Genezaret, kaum eine Stunde von seinen stillen Fluten entfernt, am Fuß des Karn Hattin, trafen sich 1187 die Heere der Franken und der Sarazenen. Es war ein Todeskampf für die Fremden. Die Franken wurden aufgerieben im ungleichen Ringen. Sie bedeckten nach ritterlicher Gegenwehr das Blachfeld. Am 2. Oktober des Unglücksjahres zog Saladin in Jerusalem ein. Der Traum war zu Ende. Die Omarmoschee, in der die Kreuzfahrer den Tempel Salomos zu besitzen geglaubt hatten, wurde mit Rosenwasser gewaschen und wieder in eine Moschee verwandelt, die Kreuze im Lande umgestürzt und verbrannt, die Glocken zertrümmert. „Allah Akbar" scholl es wieder von den Minarets. Jerusalem war wieder eine muhammedanische Stadt. Gegen die Christen selbst verfuhr der Sieger edelmütig, so weit es ihm sein heißes Blut erlaubte.

Man kann sich denken, welchen Eindruck die Nachricht von diesem Zusammenbruch der gemeinsamen Gründung im Abendland machte. Noch einmal flammt die wundersame Lohe hell auf. Das christliche Abendland rüstet sich zu einem dritten Kreuzzug. Er war seiner Zurüstung nach der großartigste von allen. Galt es doch auch einem Kriegshelden zu begegnen, der sieggewohnt auf der Höhe seiner Macht stand. Der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, Friedrich Barbarossa, verbündet sich dazu mit Philipp August und Richard Löwen-

herz, den Königen von Frankreich und England. Hunderttausend Krieger, darunter 50000 Ritter, stehen vor Belgrad um den Kaiser geschart, während die beiden Könige mit ihren Reisigen durchs Mittelmeer nach der syrischen Küste segelten. Und doch konnte der ganze gewaltige Aufwand an den Thatsachen nicht viel ändern. Barbarossa ertrank, noch ehe er das heilige Land erreicht, im Kalykadnus. Der beiden Könige Erfolg hemmte ihre Uneinigkeit. Sie begnügten sich mit der Eroberung von Cypern, der syrischen Küste von Tyrus bis Joppe (Jafa) und der Zusage des ungehinderten Besuches des heiligen Grabes für die christlichen Pilger.

Noch einmal kehrt der holde Traum wieder, als Kaiser Friedrich II. durch Vertrag Jerusalem mit Bethlehem und Nazaret für die Jahre 1229—1244 in den Besitz der Franken brachte. Die übrigen Kreuzzüge waren völlig verfehlte Abenteuer.

Jetzt aber bereiteten die mongolischen Sturmfluten dem ganzen Wahn für immer ein Schreckensende. Von 1244 an fällt Jerusalem in jähem Wechsel bald jenen innerasiatischen Mongolen, die mordend und verwüstend herausbrechen, bald nicht minder blut- und beutegierigen muhammedanischen Feldherrn, die sich der wilden Eindringlinge mit derselben Wildheit erwehren, in die Hände. Es lohnt die Zahlen zu nennen. Sie sprechen hier eine deutliche Sprache. 1244 plündern die durch Dschingischan aus Ostpersien verdrängten zuchtlosen Scharen der Chowaresmier im Sold der ägyptischen Sultane Jerusalem, zerstören zum so und so vielten Male das heilige Grab, berauben die Königsgräber; mit unerhörten Greueln tilgen sie das letzte Besitzrecht der Christen an die heiligen Stätten aus. 1260 folgen ihnen die Mongolen, trunken von der Zerstörung Bagdads. 1265 vertreibt diese der Mamelukkensultan Beibars und rottet, da die Reste von Christen im Lande sich mehr den Mongolen als den Muhammedanern zugeneigt hatten, die noch übrigen christlichen Spuren im Lande mit Stumpf und Stil aus. Sein Nachfolger Kilawu stürmt 1291 die letzte Feste am Meer, in der sich die letzten Franken noch gehalten hatten, Akko. Traurig zogen die kümmerlichen Reste heimwärts. Das Lied war aus.

Wie Wüstenlöwen eine Leiche aus dem Sande ausscharren und zerfetzen, so erging es nun von Zeit zu Zeit dem öden Lande. 1400 vollbrachten dies die Mongolen unter Timur. 1516 erobern

die Osmanen die Länder der alten Kalifate. Zum letztenmal erlebte Jerusalem, das zuletzt den Mamelukkensultanen Ägyptens gehört hatte, eine Plünderung. Seit der Einverleibung ins Türkenreich ist Palästina seine Totenruhe nicht mehr gestört worden. Seine Lebensgeschichte war schon lange zu Ende. Sie schloß mit dem Untergang des christlichen Königreichs Jerusalem.

Der letzte weltgeschichtliche Anstoß, der von Palästina ausging, war die große Kreuzfahrerbewegung. Hat ihm die Christenheit dafür zu danken? Zunächst hat das heilige Land ihr nur ungezählte edle Kräfte entzogen und in seinem heißen Staub begraben und sie um eine teuerbezahlte einzigartige Enttäuschung reicher gemacht. Aber das ist doch nur das Verlustconto. War es auch ein Mißerfolg gegenüber dem zunächst ins Auge gefaßten Zweck, — eine gewaltige und so ernst gemeinte Bewegung der Weltgeschichte hat nie nur Mißerfolge. Durch sie wurde zuvörderst der Horizont plötzlich fast ins Unendliche erweitert, wohl noch in anderem Maße als einige Jahrhunderte später und wiederum in unsern Tagen durch die Entdeckungen Amerikas oder Afrikas. Denn es war eine Kulturwelt, es war eine große vergangene Geschichte, die sich damit ihnen erschloß. Damit verbanden sich materielle Vorteile. Die großen Handelsstädte Venedig, Pisa, Nürnberg u. a. verdanken ihre höchste Blüte der Wiedererschließung des Orients. Dazu kommt eine schwer wägbare geistige Wirkung. Die große gemeinsame Unternehmung hat in den christlichen Völkern des Abendlands ein Gemeingefühl wachgerufen, das ihr Leben größer und reicher machte. Das Wichtigste aber war wohl ein Erfolg, der zunächst als Einbuße erscheint. Die Erfahrungen im heiligen Lande und gar der klägliche Ausgang der großen Unternehmung mußte die Völker zur Besinnung bringen über die Ideen und Gewalten, die sie in diese Unternehmung hineingeführt hatten, und ihnen gegenüber mindestens gründlich ernüchtern. Das aber waren die katholischen religiösen Ideale auf der einen, die Papstautorität auf der anderen Seite. Diese beiden hatten den Schaden. Es war den Völkern, in der Nachwirkung zumal, doch klar, daß Reliquien nicht Religion schaffen, geschweige daß ihre Verehrung Religion sei, daß man das heilige Land, aus dem man neue Kräfte saugen, in dem man den Frieden atmen kann, nach dem die Seele verlangt, nicht irgendwo auf dem Erdboden zu suchen hat. Und ebenso war es ihnen nun eine unvergeßliche Er-

fahrungsthatsache, daß der Papst die Völker auch in die Irre führen kann und ins Verderben, und daß sein Segen nicht wie ein Zaubermittel wirkt. Der eigentümliche Charakter der zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters, dieses Herausverlangen aus seinen Formen und Gewalten, dieses sehnsüchtige Ahnen von etwas Neuem, dieses peinigende Zweifeln an seinen Autoritäten, er ist wesentlich bestimmt durch die Eindrücke der Kreuzfahrerzeit. So können wir zuletzt sagen: auch für die deutsche Reformation des Christentums lag eine ihrer vielen Wurzeln in jenem für die Menschheit an Anregungen unerschöpflichen Boden, im heiligen Lande.

V. Jerusalem.

Das Herz des Landes schlägt noch immer, wie nachweislich seit 3000 Jahren, in Jerusalem. Sechsunddreißigmal, hat man gezählt, ist die Stadt erobert worden; mindestens zweimal hat der Eroberer sie dem Erdboden gleich gemacht. Aber immer ist sie wieder erstanden, eine ewige Stadt mehr noch als Rom.

Freilich ihre Geschichte bringt es mit sich, daß sie von diesem Alter außer den Runzeln und Narben kaum irgend ein Denkmal aufzuweisen hat, und daß wir, wenn wir sie in einer ihrer alten großen Zeiten uns vergegenwärtigen wollen, mehr als in Rom und Athen im Unsichern tasten.

Wer heute unvorbereitet Jerusalem besucht, den wird die Stadt zunächst aufs bitterste enttäuschen. Ihre Gegenwart ist armselig, trotz einer auf 60000 geschätzten Einwohnerzahl. Sie macht den Eindruck eines großen Trümmerhaufens. Innerhalb der alten Mauern ist abgesehen vom Tempelplatz, der dem Verkehr entzogen ist, nirgends ein Platz, nirgends eine fahrbare Straße. Die Straßen sind großenteils überbaut, so daß sie mehr den Charakter von überwölbten Gängen machen. Sie bewegen sich in ganz unregelmäßigen, winkelreichen Zügen, die nirgends einen schönen Durchblick ermöglichen. Da die Häuser ihre Wohnräume und Fenster nach dem Innenhof haben, erscheint ihre Straßenfront als kahle Mauer. Bei dem unebenen Terrain und der Trümmerwelt, über die sie hingelegt sind, führen diese düsteren Winkelgassen unaufhörlich auf und ab, meist vermittelst schlecht gepflasterter, schlüpferiger Stufen. In diesen mit Unrat und räudigen Hunden und eklem Duft gefüllten Gassen geht ein müdes Leben schleppend seinen Gang. Man begegnet keinen schönen Menschen. Alles sieht verhungert aus. Die Frauen gehen durch ein geschmacklos buntes bedrucktes Tuch dicht verschleiert; die Männer meist halb in Lumpen. Jeder dritte

Mensch ist auf einem oder auf beiden Augen blind. An den belebteren Ecken, wenigstens vor den Mauern, kauern die Aussätzigen und strecken, mit heißerer oder tonloser Stimme bettelnd, dem Fremden ihre abgefressenen Gliederstümpfe entgegen. Kaum daß man unter den Lastträgern, zwar keine Bilder von Gesundheit, aber doch Menschen sieht, die Muskeln haben. Ganz besonders schlaff und blutlos sehen die Juden aus. Nur wenn Beduinen durch diese schleichenden Gestalten stolz und frei und leicht hinschreiten, erlabt sich das Auge ein wenig. Die Bazare sind ärmlich, eher abschreckend als einladend. Vergeblich frägt man sich, wovon diese Menschen eigentlich leben, womit sie sich beschäftigen. Ich glaube, halb Jerusalem, jedenfalls die große Mehrzahl der 40000 Juden lebt von Almosen Europas. Die Kirchen und viele Geschäfte leben ausschließlich von den Fremden.

Noch jammerbarer sind die rein muhammedanischen Dörfer in der nächsten Umgebung. Schutt- und Schmutzhaufen, vor denen den Pilger ein Schauder überkommt: Silwan (= Siloah), an den Abhang des Bergs des Ärgernisses hingeklebt, teilweise in die alten Grabeshöhlen hineingebaut, et Tur auf dem Ölberg und Bethanien hinterm Ölberg.

So jämmerlich hier alles Menschengemächte erscheint, so daß man sich wie von einem Alp bedrückt fühlt, als atmete man den Schutt der Jahrtausende, als wäre das Leben nur noch ein blutloser grauer Schatten, daß es den Fremdling mächtig hinausdrängt aus diesen Mauern, um so erquickender und wahrhaft großartig ist der Blick von des Ölbergs Höhen.

Schon ein Gang um die alten Mauern mit ihren vielen vorstehenden Ecken und belebenden Zinnen wirkt befreiend. Ihre hochaufgeschichteten Quader erzählen durch ihre verschiedenen Maße und Weisen der Behauung von den verschiedenen Zeitaltern, die immer wieder auf den Resten der vorangegangenen eine neue Mauer errichtet haben. Die ältesten untersten Schichten mögen da und dort bis zu Salomo und David zurückreichen. Mehr aus jener Urzeit der Stadt träte wohl zu Tage, wenn die Mauern nicht bis zu 13 und mehr Metern im angehäuften Schutt begraben wären.

Nach dem Norden zu liegen gegen Abend breit ausgedehnt neuere Niederlassungen, alles bunt durcheinander, Vorortstraßen mit Häuserreihen, wie man sie als Arbeiterwohnungen in kleineren

deutschen Industriestädten findet, von Juden bewohnt, Klöster, Privathäuser in großen Gärten, wohlthätige Anstalten, Konsulatsgebäude, Kirchen. Gegen Morgen dehnen sich Ölbaumpflanzungen. Unmittelbar vor dem schönen Damaskusthor schlummern, nur durch eine Straße getrennt, muhammedanische Gräber über flache Hügel hingestreut, darunter gähnen tiefe Höhlen, alte Steinbrüche.

Auf der Westseite der Stadt zieht vom Jafathor in der Mitte sich nördlich eine Straße mit Kaufläden und Hotels, die in die nördliche Vorstadt übergeht und den Charakter einer kleineren italienischen Stadt hat. Südlich tritt eine unbebaute, dünn mit Oliven bestandene Niederung, das Hinnomthal, so nah an die Mauern heran, daß nur die Straße, die vom Jafathor in der Richtung der Mauer sich hinabzieht, um drüben wieder in die Höhe zum Bahnhof zu klimmen, daneben Platz hat. Jenseits auf der Höhe, an der sich in langgestreckten Linien Judencolonien hinziehen, haben die schwäbischen Templer sich ihr freundliches Städtchen erbaut, das den Besucher in den Villenvorort einer süddeutschen Mittelstadt versetzt.

Auf der Südseite liegt, über die heutigen Stadtmauern sich hinausstreckend, ein Teil des Bergrückens, der einst zur alten Stadt gehörte, aber später — seit wann an, steht nicht fest — nicht mehr in die neuen Mauern gezogen wurde. Er wird durch das Käsemacherthal, das mitten in Jerusalem beginnt, aber innerhalb der heutigen Stadtmauer fast völlig ausgefüllt ist, in zwei ungleiche Höhen geteilt. Auf dem höheren westlichen Teil liegt, neben wüstem Land, Kirchhöfen und der englischen Schule, ein Gebäudeknäuel, von allerlei elendem Gerümpel umgeben, von den Muhammedanern genannt Nebi Daûd (Prophet David). Sie verehren hier Davids Grab, obgleich es sicher auf dem gleich nachher zu nennenden östlicheren Hügel lag. Wie es scheint, hat man im 4. Jahrhundert schon in diesem höheren Teil fälschlich das Zion Davids gesucht. Und dies gab Anlaß das Grab des Königs hierher zu verlegen. Zur Zeit der Kaiserin Helena hat man nicht nur die Stätte der Kreuzigung und des Grabes Jesu, sondern auch die der Geistesausgießung festgelegt. Für sie schien das vermeintliche Zion der gegebene Ort. So wurde hier eine Apostelkirche gebaut. Sie zog im Lauf der folgenden Jahrhunderte auch die Abendmahlseinsetzung hierher. Zur Zeit der Kreuzfahrer verehrte man endlich auch hier den Sterbeort der Maria, französisch bezeichnet als Dormition.

Welche Kombination dazu Veranlassung gab, ist nicht deutlich. Bis ungefähr um 1400 gehörten alle diese Erinnerungsstätten den Christen, die über ihnen eine Kirche mit einem Kloster und Spital erbaut hatten. Dann ging das Besitzrecht allmählich an die Muhammedaner über. Die Räume, die den Fremden heute allein zugänglich gemacht und als Abendmahlssaal und als Sterbeort Mariä gezeigt werden, sind Teile einer romanischen Kirche aus der Kreuzfahrerzeit. Den Teil mit dem Sterbeplatz der Maria hat jüngst der Kaiser erworben und den Katholiken zum Gebrauch überwiesen.

Wichtiger als dieser westliche, höher gelegene und breitere, ist der viel schmälere, um etwa 40 Meter niedrigere östliche Ausläufer des Doppelrückens, auf dem Jerusalem gebaut ist. Von den meisten Besuchern wird er wohl kaum bemerkt. Er ist mit mageren Äckern, schlecht gepflegten Gemüsegärten und spärlichen Ölbäumen bedeckt. Und doch ist er die Keimzelle der ganzen Stadt. Auf diesem schmalen Rücken, der einst, ehe die Felsenabstürze nach Osten, Süden und Westen durch die hinabgerutschten Trümmer abgeschrägt waren, viel trutziger dalag, stand vor Alters die alte Jebusiterfeste, die den Israeliten so lange getrotzt, ein Felsennest von schroffen Thälern und mächtigen Bergen rings umschirmt. Dort erbaute ihr Eroberer, David, seine Burg. Und unmittelbar nördlich auf der überragenden Bergfläche, wo noch heute, innerhalb der jetzigen Mauer, der Tempelplatz liegt, errichtete dann Salomo Jahve einen Tempel. Auf diesem mißachteten, für europäische Begriffe fast wild überwachsenen Hügel zu stehen und hinabzuschauen in die Thäler und zurückzudenken, ungestört durch verkommenes Leben der Gegenwart, in jene graue Vorzeit und den Hirten, Sänger, Helden, König sich hier in der Poesie ursprünglicher Verhältnisse und des Morgenduftes eines neuen großen Tags zu vergegenwärtigen, das macht die Seele frei und den Geist frisch. Steigt man durch die von Strebemäuerchen gestützten grünen Fleckchen östlich steil hinab ins tiefeingeschnittene Kidronthal, so gelangt man zur einzigen Quelle Jerusalems, dem Gichon, später Marienquelle genannt, die in einer Felsenhöhle stark und klar entspringt, heute wie vor dreitausend Jahren, als Davids und seines Hofes Frauen hier herunterstiegen, in großen bauchigen Krügen das frische Wasser hinaufzutragen in des Königs Burg, und da unten, sich spiegelnd und erfrischend, die Gewänder wuschen und

im heißen Thale ausbreiteten zum Trocknen. Drei Jahrhunderte später ließ König Hiskia von dieser Höhle aus quer durch den wahren Zion einen unterirdischen, in Windungen durch das Gestein gehauenen Kanal von 533 Meter Länge treiben, um das Wasser innerhalb der Mauern fassen zu können, eine bedeutende technische Leistung 730 Jahre vor Christus.

Von diesen beiden südlichen Ausläufern, namentlich vom höheren, falschen Zion aus übersieht man die eigenartige Lage der Stadt. Ringsum zieht sich in etwa gleicher Höhe ein großer Kreis von Bergen, der, ob auch der Höhenzug durch sattelartige Senkungen abgeteilt wird, so daß das Bild ziemlich mannigfaltig ist, nur im Südosten durch den Ausfluß des Kidronthals durchbrochen wird. Inmitten dieser Höhen haben die Wasser vom Norden her eine weite Mulde auszuwaschen begonnen. Aber es gelang ihnen nur einen nach Süden sich schließenden, im Norden offenen Kranz auszuspülen, in dessen Mitte, rund 60 Meter niederer als die Bergeshöhen ringsum, ein unebener, in seiner Mitte noch einmal durch einen weniger tiefen Einschnitt gespaltener Felsberg stehen blieb, nach Norden mit dem Bergzug verbunden, nach Osten, Westen und Süden durch die ausgewaschenen tiefen Rinnen von ihm geschieden. In die beiden Thäler, die im Süden sich vereinigen, haben wir bei unserem Mauerumgang schon hinabgesehen. Das westliche, das sich im Südwesten ostwärts biegt, heißt das Hinnomthal, das östliche, tiefere und etwas weiter von Norden herkommende, das dem vereinigten Thal seinen Namen vererbt, Kidronthal. Wasser fließt in keinem von beiden. Aber dort, wo sie, die schmalen Rinnen zu einer kleinen Thalwiese ausweitend, zusammenkommen, ehe das Thal den Bergeskranz dem Toten Meere zu durchbricht, ereignet sich alljährlich am Ende der Regenzeit das von den Jerusalemiten mit einem großen Volksfest gefeierte Schauspiel, daß aus einem tiefen Schacht das durch das Gestein gesickerte und unterirdisch dort sich sammelnde Wasser über den Brunnenrand tritt und sich als fließendes Wasser in das sonst leere Bett des Thals ergießt. Ganz Jerusalem pilgert hinaus und lagert sich um den Brunnen in fröhlichster Stimmung. Denn, die sonst ihr Wasser nur aus Cisternen oder aus dem unterirdischen Marienquell schöpfen, sehen hier, einmal im Jahr, „lebendiges Wasser".

Der Jerusalem umgebende Bergeskranz steigt am steilsten auf und tritt darum am nächsten an Jerusalem heran auf der

Ostseite, jenseits des Kidronthals. Diese Erhebung in mehreren Kuppen nordsüdlich ziehend und zuletzt durch das ostwärts sich wendende Kidronthal abgeschnitten beherrscht das Rundbild. Wir kennen sie alle unter dem Namen Ölberg. Der Ölberg ist der Glanzpunkt Jerusalems. Mehrere steile, steinigte Wege führen auf die stattliche Höhe. Der Hang wie die Kuppe trägt Ölbaumpflanzungen, wobei man sich aber nicht etwa das Bild eines bewaldeten Berges machen darf. Denn die Bäume stehen weit auseinander und ihr dürftiges graugrünes Gezweige unterbricht nur spärlich den kahlen Grund. Ja die untere Hälfte des Berges macht einen unruhigen Eindruck, weil das lateinische und das russische Gethsemane je durch hohe weiße Mauern umschlossen ist, die scharf hervortreten und den Berg zerschneiden, und im hochhinansteigenden russischen Gethsemane eine in ihren bewegten russischen Formen und mit ihren sechs Zwiebeltürmen kokett anmaßende Kirche dem Bild seine Stille nimmt. Zu diesen beiden Gethsemane, von denen das lateinische aus der Kreuzfahrerzeit, das russische aus unserem Jahrhundert stammt, tritt übrigens als drittes und ältestes das griechische, das im Lauf der Zeiten ins Mariengrab verwandelt worden ist. Ist hier die enge Höhle, eine verlassene uralte Ölkelter oder Cisterne, die als Stätte der „Todesangst" gezeigt wird, wenig ansprechend — in eine Höhle hat sich Jesus gewiß nicht zurückgezogen —, so sind im lateinischen Gethsemane die altehrwürdigen Ölbäume mit ihren weiten, ausgehöhlten Stämmen und phantastischen Formen wohl imstande auf das Gemüt zu wirken. Aber wen nicht schon der gepflegte Blumengarten mit Glashäusern und die Leidensstationen an den Mauern ringsum in die katholische Gegenwart zurückzwingen, den läßt der Gedanke nicht frei, daß hier an der belebtesten Stelle des Thales, wo sicher seit je der Weg von Jerusalem zum Ölberg das Thal überbrückte, zum Osterfest, da Tausende von Pilgern am Ölberg zelteten, der denkbar ungünstigste Platz war für eine nach Einsamkeit verlangende Seele. Auch die Bäume mögen im besten Falle 1000 Jahre alt sein, waren also sicher nicht die Zeugen jenes heißen Ringens. Es ist aber überhaupt kein Grund, jenen Ölgarten gerade im Thal zu suchen. Jesus hat es immer auf die Berge getrieben. Über den Berg führte der Weg nach Bethanien, wo er herbergte. Auf der Höhe, wie heute noch meist, wird die Ölkelter erbaut gewesen sein, die dem

Ort den Namen gab. Dort rastete er, ehe der Weg sich wieder langsam nach Bethanien hin senkte, allabendlich. Dort rang er in jener letzten Nacht um Klarheit, ob es endgültig im Rat seines Vaters beschlossen sei, daß er den Kelch des Todes trinke. So wird die Höhe des Ölbergs noch um eine Erinnerung reicher. Von demselben Berg herab, von dem er kurz zuvor im Sonnenglanz unter Hosiannahrufen seinen Einzug in Jerusalem gehalten, ward er nun als Gefangener eingebracht in nächtlicher Heimlichkeit.

Aber auch ohne diese Erinnerungen ist das Bild vom Ölberg ein unvergleichlich eindrucksvolles und tiefergreifendes. Als könnte man über die tiefe Kidronschlucht hinübergreifen, liegt die Stadt vor dem Beschauer wie in der Luft und doch so behaglich auf dem Felsenlager ruhend, von Mauerzinnen umkränzt, von den Bergen ringsum überwacht, wie in einer Wiege gebettet. Langsam steigt sie aufwärts, weil der westliche Teil des sie tragenden Bergrückens höher ist als der zunächstliegende. Da alle Räume in Jerusalem wegen des mangelnden Holzes mit steinernen Halbkuppeln überwölbt sind, erscheint sie wie ein gewelltes, steinernes Meer. Da und dort stehen einsam dunkle Cypressen, ganz verloren ragen sogar drei Palmen aus dem Gelbgrau. Dazwischen schlanke Minarets, Kirchtürme, unter ihnen mitten im Herzen der Stadt der hellleuchtende romanische Turm der deutsch-evangelischen Erlöserkirche, und vor allem eine Anzahl hoher Kuppeln, unter denen die beiden die Grabeskirche und ihr Golgatha überwölbenden am meisten hervortreten. Aber vor dem allem ist der Blick gefesselt von dem unmittelbar hinter der Mauer über dem Kidronthal sich ausbreitenden weiten Tempelplatz. Heute liegt er verödet. Kaum da und dort ein Mensch, der wie ein Schatten darüberhuscht. Aber vor der Phantasie bevölkert er sich mit ungezählten feiernden Scharen. Und wo jetzt die blaue Omarmoschee träumt, da erhebt sich vor der Erinnerung der Marmortempel des Herodes. Davor der Vorhof mit dem Brandopferaltar, von dem der Rauch feierlich aufsteigt in den blauen Himmel. Und ringsum die Säulenhallen und dort links ragend der Hohepriesterpalast und rechts vornehm und kalt des Pilatus Richthaus. Aber wo blieb all die steinerne Herrlichkeit, über die damals die Galiläer, die mit Jesus hier oben standen, aufs neue in Staunen ausbrachen, so oft sie das Bild auch schon gesehen? Unter den Fließen ist sie begraben; im

Kidronthal drunten dient sie als Auffüllung des einst $11\frac{1}{2}$ Meter tieferen Thals. Hier weinte Jesus über die Stadt.

Wunderbar ist der Sonnenaufgang über Jerusalem. Wenn jenseits die Berge in ihrem ersten Strahl aufleuchten, liegt die Stadt noch im Dämmer, ein Traumschleier über sie gebreitet. Dann grüßt die Sonne die Turmspitzen mit ihren Kreuzen, die Halbmonde auf den Kuppeln, die schlanken Helme der Minarets, daß sie aufflammen über dem in Violett schlummernden Steinmeer. Fängt sie aber erst an über die höchsten Häuser der Stadt selbst ihren Schimmer zu gießen, dann rieselt es wie flüssiges Gold über die Steinwürfel mit ihren Flachkuppeln herab bis endlich die weißen Marmorfließen des Tempelplatzes in ihrem Silber sich baden.

Nicht minder einzigartig ist aber der Blick vom Ölberg aus landeinwärts. Den Blick nach Westen verdeckt der Höhenzug hinter Jerusalem. Im Norden bildet der Berg Samuels, im Süden der Frankenberg die äußerste in die Augen fallende Warte. Um so mehr fesselt das von ihnen umrahmte Bild nach Osten zu. In wilden Zickzacklinien steigt das durch tiefe Schluchten zerrissene baumlose Bergland wie eine brandende See, die plötzlich erstarrt ist, von der Jordanaue auf, da und dort ein Kloster oder eine Ruine oder ein Araberdorf auf den Höhen die große unruhige Einsamkeit belebend. Dann folgt der Blick dem aus dunklem Grün aufblitzenden Silberstreifen des Jordan, bis er sich verliert in dem tiefen Stahlblau des Toten Meeres, von dessen Spiegel der nördliche Teil aus der Tiefe bergumwallt wie sehnsuchtsvoll mit großem halbfeuchten Auge heraufschaut. Dahinter schließt das fast wirre Bild die große ruhige, nur leise bewegte Linie des 1300 Meter aus dem Erdspalt aufsteigenden ostjordanischen Hochlandes ab, morgens dunkelblau, Träume weckend, abends glühend rot, wie eine brennende Mauer, an der man die eigene Seele entzündet, dann leise verglühend und erkaltend, wie das Leben, das einst in dieser Landschaft voller Kinderträume und voller Himmelsglut sich abspielte.

Geht man von der Höhe des Ölbergs nach Osten zu noch etwa eine halbe Stunde, so ist man in Bethanien. Der Ort selbst hat nichts mehr von der Idylle, deren Bild der Name in unserer Seele weckt. Aber die Lage des Ortes ist anmutend. In eine Mulde in dreiviertel Höhe des Ölbergs traulich hineingeschmiegt, umgeben mit einem Kranz von Oliven-

und Rebgärten, von der Morgensonne gegrüßt, mußte es am Ausgang der unbewohnten, wilden Gegend, die sich von da bis Jericho erstreckt, für den von Jericho kommenden Pilger doppelt ein herzerquickender Anblick sein nach der bedrückenden Öde, durch die er gewandert. Und damals, zu Herodes Zeiten, war es ein Vorort der aufblühenden Hauptstadt, gewiß mit zierlichen Häusern und wohlgepflegten Gärten freundlich geschmückt. Wie war der Ort schon durch seine Lage eine Schule der Gastfreundschaft für seine Bewohner. Alljährlich kamen wieder dieselben Pilgerscharen müd und verbrannt und verdurstet von Jericho herauf und grüßten in dem lieblichen Flecken das Wahrzeichen Jerusalems, von dem sie nun nur noch der Ölberg trennte.

Doch es hilft nichts, so wenig behaglich man sich innerhalb der Stadtmauern fühlt, wir können nicht immer nur in der Umgegend herumstreifen, so mancherlei noch von ihr zu erzählen wäre. Eine Stadt mit sogenannter schöner Umgebung freilich ist Jerusalem nicht, wie interessant auch einzelne Punkte sind. Man kann sich nicht denken, daß ein Jerusalemit je spazieren geht.

Nun denn hinein in die Mauern! 1400 Jahre vor Christus ist Jerusalem beurkundet als den Ägyptern zinspflichtig unter dem Namen Urusalim. Dann kennen wir sie als Feste der Jebusiter, die David etwa 1000 vor Christus erobert. Der Berg heißt Zion, die Stadt Jerusalem. Nördlich der Davidsstadt, auf der sie um etwa 30 Meter überragenden Felsenkuppe, vielleicht einst Morijah genannt, baut Salomo auf zweifellos uralter Opferstätte Jahve einen Tempel. Allmählich mehren sich die Bewohner und ihr Wohlstand. Die Mauern müssen mehrmals erweitert werden. Von dieser ganzen alten Königsstadt, die die Babylonier 586 zerstört haben, ist nichts mehr zu sehen. Ein Teil der untersten Lagen der Mauer mag aus ihr stammen. Aber sie sind in Trümmern begraben. Die Legende nennt einen gewaltigen Turm unmittelbar innerhalb des Jafathors Davidsburg; er gehört aber so gut wie der Bruder, die Goliathsburg, zu dem burgartigen Palast, den sich der große Herodes an jener beherrschenden Stelle erbaut hat. Nachgrabungen auf jenem grünen Hügel südlich der heutigen Mauer würden gewiß noch manches zu Tage fördern aus der alten Davidstadt; interessanter noch, aber ganz ausgeschlossen, so lange der Muhammedismus

die Stadt besitzt, wären Nachgrabungen nach Resten des salomonischen Tempels unter den Fließen des Tempelplatzes. Leichter könnte man wohl zu Trümmerstücken desselben im Kidronthal gelangen, wenn man tief genug gräbt.

Aber schmerzlicher ist, daß auch von dem Jerusalem aus Jesu Tagen nur wenig erhalten blieb. Nicht einmal der Zug der Mauer im Süden und im Norden, wo er nicht wie im Osten und Westen ein für alle mal durch die Thäler gegeben war, ist ganz sicher zu stellen. Daß die untere Schicht eines Teiles der heutigen Mauern, namentlich längs des Tempelplatzes, von Herodes stammt, zeigen allerdings die Maße und die Behauung der Riesenstücke. Aber von den sechzig Türmen seiner Mauer ist nichts übrig. Nicht einmal darüber ist man sicher, in wie weit die heutigen Thore mit denen zu Herodes Zeit sich decken. Dasselbe gilt von den Straßenzügen, ob man auch beim Neuaufbau jedesmal, soweit thunlich, die Fundamente der früheren Baulichkeiten benützt haben wird, so daß im allgemeinen die Straßenlinien dieselben blieben. Nördlich vom Tempelplatz, hinter der türkischen Kaserne, die wohl auf dem Platz der alten Antonia steht, hat man unter dem alten römischen Triumphbogen, den man seit dem 15. Jahrhundert als den Ecce-Homo-Bogen zeigt, von wo Pilatus Jesus dem Volk vorstellte: „Sehet, welch ein Mensch", in der Tiefe altes Römerpflaster aufgefunden, das zeigt, wie viel tiefer die Straßen damals lagen. Daß keines der Häuser, die jetzt an den als Kreuzesweg oder Via dolorosa bezeichneten Straßenteilen stehen, zur Zeit Jesu gestanden, ist selbstverständlich. Aber auch die Feststellung dieses Weges ist von sehr zweifelhaftem Recht. Man weiß nicht, wo Pilatus das Todesurteil über Jesus bestätigte: in der Antonia, die den Tempelplatz beherrschte, oder in dem Herodespalast beim Jafathor, der auch den Landpflegern als Residenz diente. Und selbst wenn das erstere wahrscheinlicher ist, so ist doch die Lage von Golgatha sehr strittig. Die heutige Via dolorosa, ausgehend von der türkischen Kaserne am Tempelplatz, endigend in der Grabeskirche, ist erst vom 16. Jahrhundert an nachweisbar.

Von der ganzen Marmorpracht der Herodesbauten ist nicht eine Spur übrig geblieben. Sie liegt begraben im Boden, soweit die Säulen nicht etwa nach damaliger Weise verschleppt worden sind zum Schmuck der neugegründeten Römerstädte im Ostjordanland. Nur der Tempelplatz wird noch dieselbe Aus-

dehnung haben, die ihm Herodes durch die staunenerregenden großartigen Unterbauten auf der Südseite gegeben hat. Von dem Palast des Hohepriesters, der ohne Zweifel auf dieser Südseite stand, ist auch kein Stein mehr zu entdecken.

Auf die Römerzeit folgt die altchristliche. Sie ist die erste, die in Denkmälern noch erhalten ist, wenn wir von den aus der Römerzeit stammenden, teilweise stattlichen Grabmälern absehen, die trotz der späteren Namengebungen unbekannten Ursprungs sind und, künstlerisch ohne Wert, nicht mehr uns künden, als was wir wissen, daß halb barbarisierte römische Kultur im Lande vorhanden war. Aus der vorislamischen christlichen Zeit stammt zweifellos die Kirche Mariengrab im Kidronthal und die unter dem Namen El Aksa in eine Moschee verwandelte Basilika im Süden des Tempelplatzes. Die Kirche Mariengrab ist eine unterirdische Kirche, eine große, gewölbte, 29 Meter lange und 6 Meter breite Halle, zu der 47 Marmorstufen beinahe 11 Meter hinabführen. Die Tonnendecke, ob aus dem Fels gehauen oder gemauert, war nicht zu erfahren, ist mit hängenden Ampeln so völlig überdeckt, daß sie wie eine Tropfsteinhöhle erscheint, nur daß die Tropfsteine in Silber und Gold glänzen und leuchten. Die Basilika El Aksa stammt aus Justinians Zeiten, also dem 6. Jahrhundert, ist gewaltig durch ihre Abmessungen, siebenschiffig, aber kalt und ohne Eigenart. Es ist die Zeit, da das Christentum schablonenhaft und pathetisch wurde. Die später zu schildernde Kirche von Bethlehem ist ein viel wertvolleres Baudenkmal der alten christlichen Baukunst.

Aus der muhammedanischen Zeit vor den Kreuzzügen stammt, abgesehen von einigen Minarets ohne besonderen Reiz, nur ein einziges Bauwerk, allerdings das Schönste, was Jerusalem an Baudenkmälern besitzt, die Omarmoschee auf dem Tempelplatz, von den Kreuzfahrern für den Tempel Salomos gehalten. Wenn auch keinerlei baulicher Zusammenhang mit dem herodianischen Tempel — nur dieser könnte überhaupt in Betracht kommen — vorhanden ist, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß der Tempel, den Kaiser Hadrian hier errichten ließ, irgendwie der Omarmoschee zu Grunde liegt. Wenigstens haben wir aus der muhammedanischen Zeit keine Beweise, daß ihr die Harmonie der Maße und die Ruhe der Linien so zu Gebote stand, wie in diesem einzigartigen Bau. Seinen Mittelpunkt bildet eine zu Tage liegende, große, unebene Felsenplatte von 13—17 Meter

Durchmesser, die sich an ihren höchsten Stellen 2 Meter über den Boden des Tempels erhebt. Dieser eigenartige Gedanke begreift sich nur dann, wenn dieser Fels ein unantastbares Heiligtum war, wenn er dadurch einer anderen Benutzung entrückt und ihm eine neue, die alte aufhebende Bedeutung gegeben werden sollte. So ist der Schluß berechtigt, daß dieser Naturfels nichts anderes ist als der Brandopferaltar im inneren Vorhof des israelitischen Tempels, von dem ausdrücklich berichtet ist, daß er aus unbehauenem Gestein bestand. Dafür sprechen eingegrabene Rinnen, die in ein in eine Felsenhöhle fließendes senkrechtes Loch zusammenlaufen, wohl für den Abfluß des Bluts bestimmt. Da aber die Erzählung von Isaaks Opferung die Stätte schon in grauer Vergangenheit als Opferstätte erscheinen läßt, darf man den Gedanken auf sich wirken lassen, hier an einer der ältesten heiligen Stätten der Welt zu stehen, wo des Menschen Geist einen jener ersten tastenden Versuche gewagt hat, sich mit den geahnten höheren Mächten in Beziehung zu setzen. Und die großartige Entwicklung dieser Versuche, die zuletzt mündeten in der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, an der in ihrer Art auch die Muhammedaner festgehalten haben, ist aufs engste mit diesem Felsen verknüpft. Was hat er an religiösen Regungen und Stimmungen nicht alles erlebt von der Zeit der Menschenopfer an, durch das Jahrtausend hin, da, mit kurzen Unterbrechungen, täglich morgens und abends der Rauch des Brandopfers von ihm aufstieg und zu den Festen die Zehntausende ihn feiernd umwogten, dann als wohl zwei Jahrhunderte lang dem Jupiter Kapitolinus auf ihm geopfert ward, bis er endlich zuerst unterm Kreuz und dann unterm Halbmond zur Ruhe gesetzt wurde.

Aber des Felsens würdig ist der Rundbau, der ihn jetzt einschließt. Über ihm wölbt sich eine selten frei und leicht geschwungene Kuppel, die auf einer von 16 kleinen Fenstern durchbrochenen Trommel ruht. Diese steht auf einem den Felsen umgebenden Säulenkreis von dunklem Marmor. Durch vier breite Pfeiler sind die Säulen in Gruppen von je drei geteilt, wodurch ihre Schlankheit viel eindrucksvoller hervortritt. Auf korinthischen Kapitälen ruhen die sie verbindenden Rundbogen. Um diesen inneren Säulenkreis ist eine zweite Säulenreihe geordnet, wieder durch Rundbogen verbunden, diesmal in Achteckform, die acht Ecken als breite mauerartige Pfeiler

behandelt. Indem so diese Anordnung von der des inneren Kreises abweicht, ergeben sich von jedem Standpunkt aus wieder andere Verschiebungen und Durchblicke. Das Ganze umgiebt endlich eine mit weißen Marmorplatten bekleidete, auch im Achteck gezogene Außenwand, in deren acht Seiten je sieben schlanke Fenster angebracht sind. Durch vier derselben sind darunter große Portale gebrochen. Alle Flächen sind mit kostbarem Mosaik bedeckt, in dem sich durch tiefen blauen Grund in mattem Gold und Silber und anderen warmen Farben Blumen- und Fruchtgewinde in den gefälligsten Linien hindurchziehen. Durch die Fenster bricht nur farbiges Licht aus schmalen, trichterförmig tiefliegenden Öffnungen, während die Füllungen selbst aus graziösen durchbrochenen Stuckmustern hergestellt sind. So füllt den ganzen Raum über dem ehrwürdigen Felsen geheimnisvolles, in allerlei Farben spielendes Dämmerlicht, umschlossen von den denkbar ruhigsten und doch ineinander fließenden Linien der Bauglieder. Alles, Farben und Formen, ist still, geschlossen, in sich versunken, wie träumend. „Allah ist Allah", so zieht's durch den Raum. Aber es ist echt muhammedanische Andacht. Nichts, was anregte, zur Thätigkeit drängte, Ziele setzte. Andächtiger Halbschlummer ist darin verkörpert.

Dieser Wunderbau steht mitten auf dem Tempelplatz. Von außen mit blauen Majolikaplatten getäfelt, scheint er selbst zu träumen unter dem Halbmond, der über seiner Kuppel glänzt. Und ringsum auf dem weiten Platz träumt alles mit. Hin und her, unregelmäßig, wie Gruppen von Schlafenden, stehen kleine Kapellen, Gebetsnischen, leichte Spitzbogen auf Säulen, Brunnenhäuschen. Niemand weiß, woher sie stammen, was sie bedeuten. Sie sagen nichts, sie schlafen. Der ganze, 600 Schritt lange und 370 Schritt breite Platz ist mit weißen Fließen bedeckt, in deren Ritzen Gras wächst. Da und dort ragt eine uralte Cypresse. Umrahmt ist der weite tote Platz von ruinenartigem Gemäuer. Da er nur den Muhammedanern offen steht — Christen bedürfen einer besonderen Erlaubnis und soldatischer Begleitung, Juden betreten ihn nie — und ganz außerhalb alles Verkehrs liegt, ist er fast menschenleer; ein großer zerfallender Kirchhof, das Grabdenkmal der Religion Israels, über dessen Trümmern der Muhammedaner Grabeswacht hält.

Von all den zahlreichen Kirchen und anderen Baulichkeiten aus der Zeit der Kreuzfahrer ist außer den dürftigen Spuren,

zu denen die oben erwähnte Dormition und das Trümmerfeld auf dem Muristan gehören, nur noch die Annenkirche erhalten, die ernsten frühgotischen Stil zeigt. Dagegen sind jüngst zwei Gotteshäuser auf ausgegrabenen Grundmauern von Kreuzfahrerkirchen unter möglichster Benutzung der noch brauchbaren Bauteile und im engsten Anschluß an den daraus erkennbaren Stil der alten Kirchen errichtet worden: unsere deutsch-evangelische, durch den Kaiser eingeweihte Erlöserkirche, mitten in der Stadt, auf dem einst den Johannitern gehörigen großen Grundstück, das der Sultan gelegentlich des Besuchs des Kronprinzen Friedrich Wilhelm dem König von Preußen geschenkt hat, und die von den Dominikanern neuauferbaute, dem Stephanus geweihte Kirche vor dem Damaskusthor. So ist wenigstens etwas aus jener zaubervollen Zeit wiedererweckt, von ihr zu zeugen, die wie ein Traum zerging.

Alle Zeitalter von der altchristlichen Zeit an haben endlich einen Beitrag geleistet zu dem in der Christenheit berühmtesten Heiligtum Jerusalems, der Grabeskirche, mit der wir unsern Rundgang schließen. Nur der Grundriß der Rundkirche über dem von der Kaiserin Helena gefundenen Grab gehört mit großer Wahrscheinlichkeit der Zeit Konstantins an. Was darauf und darum her steht, ist viel später aufgebaut. Die Grabeskirche ist bei einer Reihe von Eroberungen zerstört und nach dem Umschlagen der Verhältnisse neu aufgebaut worden. In stillen Zeiten ward sie mehrmals des Feuers Raub; so sanken zuletzt 1810 wenigstens die Hauptgebäude in Asche. An die Kuppelkirche über dem Grab, um welches innerhalb der Rundmauer in großem Kreise zunächst ein Säulenkreis gestellt ist, ist schon in alter Zeit eine ebenfalls mit einer Kuppel versehene Basilika angeschlossen worden, die freilich heute durch Zwischenmauern völlig verbaut worden ist. Um diese zwei Hauptglieder her gruppieren sich eine Menge Kapellen und andere Nebenräume. Von außen ist dadurch der wirre Gebäudeknäuel ohne jede Wirkung. Auch die beiden Kuppeln bilden wohl in dem Aufriß des Stadtbildes ein Kennzeichen; aber sie sind durch nichts anziehend und charakterisieren das Gebäude selbst nicht. Am meisten spricht noch die kleine Fassade an, wenn man so das halbvermauerte Portal mit den zwei Fenstern darüber, das von vorgeschobenen Mauerwänden in den Winkel gedrängt ist, nennen darf, und der halbausgebaute, an die Seite gerückte Glockenturm, beides Kreuz-

fahrerbauten mit geschmackvollen Einzelheiten, die den Stürmen allen trotzten. Aber auch im Innern kommt man über den Eindruck eines unruhigen, fast unheimlichen Gewinkels, zumal kaum mehr als Dämmerlicht in die Räume dringt, nur mühsam hinaus. Nur der durch Längsmauern zwischen den Pfeilern der ursprünglich dreischiffigen Anlage auf das Mittelschiff beschränkte Teil der Basilika giebt ein klares Bild; aber die Überladenheit dieses für die höchsten Zeremonien des Patriarchen bestimmten Raumes wirkt zerstreuend und beklemmend an dieser Stelle. Der Rundbau über dem Grab könnte wirken, wenn etwas mehr Licht die Linien deutlicher zeigte. Das Grabdenkmal selbst ist von außen ein kleines Kapellchen in unruhigem Rokoko; der kleine Innenraum, in den man nur gebeugt durch ein Schlupfpförtchen gelangt und in dem vier bis sechs Personen stehen können, will den Grabstein zeigen und zugleich selbst die Grabeshöhle darstellen. Aber alles ist so unmöglich und dabei so modern und der kleine Raum mit Ampeln und anderem Zierat so ausgeputzt, daß man zu keiner einheitlichen Stimmung zu kommen vermag. In dem Gewinkel der vielen Nischen und Seitenkapellen hat tollste Legendenwut die unglaublichsten Ereignisse festgelegt, von Adam und Melchisedek an bis in die Zeit der Kaiserin Helena hinein. Ein ehrliches Gemüt wird dadurch manchmal geradezu angewidert. Kein Wunder, daß in solcher Atmosphäre die verschiedenen Konfessionen, die von all den Heiligtümern irgend einen Fetzen sich im Lauf der Jahrhunderte errungen haben, bei den Massenansammlungen der hohen Feste einander in die Haare geraten. Die Sinne und Gewissen müssen fast verwirrt werden.

Doch giebt es Kindesseelen, deren harmlose Andacht dabei keinen Schaden nimmt. Und solche Erfahrung vermag mit vielem auszusöhnen oder hilft wenigstens vieles verzeihen. Es war am letzten Abend meines Jerusalemer Aufenthaltes, daß ich noch einmal fast widerwillig, mehr der Pflicht des Reisenden genügend, durch die Räume der Grabeskirche schritt. Ich kam auch zu der sogenannten Kapelle der Kreuzigung. Sie war von russischen Pilgern gefüllt, daß sich niemand bewegen konnte. Die Männer standen in ihren umgekehrten Schafpelzen, die Frauen mit ihren schweren schwarzen Kopftüchern, als ob es russischer Winter wäre. Alle schauten sie leuchtend-feuchten Auges voll Inbrunst nach dem unter lauter Diamanten und Rubinen am Kreuz hängenden Christus. Nichts von Neugier oder Schau-

luft; alles Andacht, Totenstille. Mit einem Mal erhebt aus der Menge heraus, wie traumumwoben, sich eine Frauenstimme. Sie stimmt ein russisches frommes Lied an. Die Menge fällt ein; der Ton wächst; vielstimmig verschlingen sich die Klänge in wundervollen Harmonien. Aber alles weich, zart, innig, als seien es unbewußt-klingende Seelen, die von allem Erdenstoff frei geworden. Da schied ich mit freundlicheren Empfindungen. Wir Menschen brauchen einmal Anhaltspunkte, Anregungsmittel für unser Gemütsleben. Und ob sie so, wie sie hier geboten werden, uns anderen nicht genügen und von zweifelhaftem Recht erscheinen, wenn sie so befreiend und verklärend auf ein für sie empfängliches Kindesgemüt wirken, so haben sie darin ihr Existenzrecht.

Aber Jerusalem bietet noch eine Stelle, die vielen besser als die Grabeskirche mit ihrem Golgatha dazu dient, ihnen das für die Weltgeschichte bedeutsamste Ereignis, das hier sich vollzog, den Kreuzestod Jesu gegenwärtig zu machen. Daß das Grab Josephs von Arimathia, in das Jesus gelegt wurde, dort war, wo es die Kaiserin Helena suchte, ist nur wahrscheinlich zu machen, wenn man ohne genügenden Anhalt sich den nördlichen Lauf der Mauer zu Jesu Zeit ganz anders denkt, als er heute geht, so daß das Grab außerhalb der Mauer zu liegen kommt. Auch dann kann zwischen Golgatha, dem Richtplatz der Verbrecher, und der Grabstatt eines Vornehmen nicht bloß eine Entfernung von etwa 30 Schritt gewesen sein. Und der Hügel, denn das war Golgatha, müßte unmittelbar, kaum 20 Schritt, vor einem Stadtthor gelegen haben. So ungeschickt legt niemand ein Stadtthor an. Aber, mag man diese Bedenken zurechtlegen, in der Grabeskirche kann ein geschichtlich denkender, moderner Mensch sich nun einmal schlechterdings die Kreuzigung nicht anschaulich machen. Dagegen liegt vor der heutigen Mauer, die aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Mauer zu Jesu Zeiten zusammenfällt, etwa 400 Schritt nordwärts vom Damaskusthor, eine Kuppe, die einzige vor den Mauern Jerusalems, und die einzige Stätte, die nie von jüdischen Gräbern besetzt war, während die Muhammedaner sie später als Grabstätte benutzten. Zwei Hauptstraßen, ziehen an ihr vorbei. Mag er es gewesen sein, wofür vor allem spricht, daß ein anderer Ort nicht vorhanden ist, auf den der Name Golgatha (= Schädel, Kuppe) irgend paßte, oder nicht — auf

diesem kahlen Hügel wird das Bild lebendig ohne Mühe. Die drei Kreuze, die wogende Menge den Hang hinab ringsum, auf den Mauern drüben und auf den Dächern dahinter Schaulustige. Hier breitet sich das Bild vor den Blicken, auf dem von solcher kahlen Höhe aus auch sein brechend Auge geruht. Hinter der starren Mauer die Kuppeln der engen Stadt der Steine; über sie herausragend auf dem Tempelplatz, dort, wo die Omarmoschee steht, stolz und kalt der Tempel, die Hochburg der Anschauungen, die ihn ans Kreuz brachten; den Tempelplatz beherrschend die Antonia, die Zwingburg der Römer, die das Volk in solches Fieber getrieben; drüben der Ölberg, auf dem das Hosiannah gebraust hatte; dahinter fernher die Moabiterberge, das Sinnbild der fernen Heidenwelt, auf die er hinausblickte. Steht man auf diesem Hügel, so zieht die ganze einzigartige Geschichte dieser Stadt in den Bildern, auf die das Auge fällt, vor der Seele vorüber. Hier gipfelte, hier endete ihre Geschichte. Aus der Enge ging's in das Weite, aus dem dunkeln Tempel aus Steinen in den lichten weiten Himmel der Liebe Gottes, aus dem Gesetz in die Freiheit, aus der Zeit in die Ewigkeit.

VI. Andere berühmte Stätten des heiligen Landes.

Neben Jerusalem treten in dem Bewußtsein der Gegenwart, wie in der kirchlichen Überlieferung alle anderen Orte des heiligen Landes zurück. Judäa gegenüber ist diese Anschauung im Recht. Judäa war wirklich nur der Landbezirk der Stadt Jerusalem. Anders aber muß der Christ zu Galiläa stehen. Tritt schon in der altisraelitischen Geschichte Judäa samt Jerusalem gegenüber der Landschaft um die Jesreelebene an Bedeutung zurück, so ist vollends in der Entstehungszeit des Christentums Galiläa der Boden des Werdens und Wirkens Jesu. Jerusalem hat ihm nur das Kreuz errichtet. Wenn wir jetzt von Jerusalem aufs Land hinausziehen, so trennen wir Judäa und Galiläa und halten uns dabei gegenwärtig, daß der Unterschied der beiden Landschaften in geographischer wie in geschichtlicher Beziehung mindestens so bedeutsam ist, als in unserem Vaterland der von Nord- und Süddeutschland.

In Judäa d. h. genauer dem südlichen Bergland zwischen der Philisterebene am Meer und der Jordanaue ist die Landschaft, wie wir im ersten Vortrag sahen, einförmig und wenig ansprechend. Sind die Linien kantig und unruhig, so ist die Farbe, wenn nicht morgens oder abends die Sonnenstrahlen malen, Grau in Grau. Denn es fehlt nahezu jede Vegetation. Die Spuren einstiger Kultur sind fast ganz verschwunden. Jerusalem liegt für unsere Begriffe in einer Wüste, wenn wir uns darunter keine ebene Fläche denken, in unwirtlichem, totem Land, ob sich auch hin und her darin kleine Oasen finden. Die beiden bedeutsamsten dieser Oasen sind Bethlehem zwei Stunden südlich und Jericho mit seiner Aue und dem Toten Meere sechs bis acht Stunden östlich von Jerusalem. Bethlehem ist bedeutsamer als Erinnerungsstätte des Urchristentums, Jericho als solche des Urjudentums. Darum stehen die Beiden in einer gewissen

Parallele. Sie sind auch und waren noch viel mehr in diesem judäischen Lande die bevorzugtesten Punkte. Was südlich von Bethlehem liegt, das geht schon allmählich in die wirkliche Wüste über; das Wasser fehlt von dort aus fast völlig, die Berglinien werden einförmiger, die Thalschluchten staubiger, die Vegetation wird die eines dürren Weidelandes, oft fast einer Steppe. Kommt man vom Süden, von jenem uralten Beerseba in der idumäischen Wüste, über das Hebron der Patriarchen in die Gegend von Bethlehem, dann versteht man, warum diese Gegend einen so schönen Namen bekam, Beth Lechem = Brothaus, Stätte der Fruchtbarkeit. Und das ist sie bis heute. Von allen judäischen Landschaften ist die Bethlehems weitaus die reizvollste. Einen Hauch der Poesie hat die Natur über diese Gefilde der Hirten gebreitet, der heute noch den Wanderer anmutet. Das Thal, eine ziemlich breite Mulde, nicht unähnlich dem von Nazaret, ist nach Osten geöffnet, erhält also täglich den vollen Morgensonnenstrahl. Es ist ein Feigen-, Oliven- und Reb-Garten, wie man ihn in Judäa sonst nirgends findet. Die Seele geht dem von Jerusalem Kommenden auf bei all dem Sprossen. Dürstend trinkt das Auge dieses Grün. Ganz auf der Höhe des Berghalbrunds liegt die Stadt, aus graugelben Steinen massiv erbaut, lieblich, fast graziös die Berglehne krönend, die Häuser über der scharf abfallende Thalmulde, wie schwebend auf ihren Strebepfeilern und langen Reihen von Rundbogen und herniederlugend ins grüne Thal. Da der Bergkamm sehr schmal ist, so daß häufig nur eine enge Straße zwischen den beiden Häuserreihen Platz findet, erscheint die Stadt sehr groß. Hervorstechend in der Profillinie sind zwei Türme, beinahe auf den beiden Enden des Halbrunds, der eine minaretartig, der Geburtskirche angehörig, der andere modern, licht, gothisch, der Turm unserer deutschen evangelischen Kirche. Die letztere liegt auf dem höchsten Platz, mit einer wunderbaren Fernsicht über die judäischen Berge, nördlich, bis über Jerusalem weg, südwärts bis gegen Hebron, wo der Blick sich in der Wüste verliert, ostwärts über das Grab des Toten Meeres weg nach der hohen Felsmauer des Moabitergebirges, und westwärts in das lieblichere Hügelland, das allmählich in der philistäischen Fruchtebene nach dem Mittelmeer hin versinkt.

Die Bewohner dieses lieblichen Städtchens unterscheiden sich von allen anderen Judäas. Das Rätsel ist aber noch nicht gelöst.

Sie haben schlechterdings nichts vom Araber, überhaupt nichts Semitisches; vielmehr erinnern sie eher an die Norditaliener, große, breite, blühende Gestalten, Männer wie Frauen bis in die fünfziger Jahre hinein rotwangig, häufig helle Augen, lichtes Haar, gut gekleidet, stolz sich tragend, ein auserlesenes, schönes Geschlecht. Die Mägdlein, die kleinen, auf der Straße spielend, so lieblich, wie sie nur in irgendeiner recht gesunden deutschen Berggegend auf dem Lande heranwachsen können. Die Tracht ist äußerst malerisch, ihre Farben nicht schreiend und unruhig, wie sie der Araber liebt, sondern tief und warm, wie sie das nördliche Italien zu schätzen weiß. Die Frauen tragen ein helles, kurzes Mieder, darüber eine rote Jacke mit reicher gelber und blauer Stickerei; die Ärmel bis zum Ellbogen eng anliegend, dann geschlitzt und lang herabhängend, graziös im Winde spielend. Auf dem Haupt ragt ein hoher, turmartiger Aufsatz. Über ihn ist, die mit Ketten von Münzen geschmückte Stirn in Wellenlinien beschattend, nach hinten lang und leicht herabwallend, ein weißes Tuch gebreitet. Alle Reisenden rühmen den eigenartigen Eindruck dieses bethlehemitischen Aristokratengeschlechts. Die Stadt ist der Sitz der Perlmutterschnitzerei und anderen Kunsthandwerks. Auch die Steinmetze und Bauleute sind dort zu Haus. Ein behaglicher Wohlstand unterscheidet sie scharf von der schmutzigen, armseligen Verkommenheit der anderen Städte Palästinas. Wie dieses Geschlecht wohl nach Bethlehem gekommen ist? Es ist sentimentale Gedankenlosigkeit, wenn man, wie Loti, in einer dieser anmutenden bethlehemitischen Frauengestalten, wie sie das Kindlein rittlings auf der rechten Schulter tragend leicht und stolz hinabschreiten zum Brunnen, die Mutter Jesu sehen will. Damals hat dieses Geschlecht in Bethlehem sicher nicht gelebt. Oder Jesus wäre dann kein Semit, sondern ein Indogermane gewesen. Man weiß diese fremdartige Erscheinung kaum anders zu erklären, als aus einer Niederlassung in der Zeit der Kreuzzüge, die sich wie heute, so alle die Jahrhunderte her durch ausschließliche Ehen untereinander unvermischt erhalten hat. Dann aber spricht Tracht und Menschenschlag wie geschichtliche Wahrscheinlichkeit für ihre Herkunft aus Norditalien, aus Triest oder Pisa, oder, woran vieles erinnert, aus dem alten Venedig der Dogenglanzzeit.

Ich gestehe ehrlich, daß mich dieses wundersame Spiel der Weltgeschichte, ein lebendiges Denkmal aus der Zeit jener großen,

phantastischen Völkerbewegung, mehr angezogen hat, als die sogenannten Heiligthümer der evangelischen Geschichte. Über einer Felshöhle, deren es ungezählte in diesem porösen Terrain giebt, ist schon im 4. Jahrhundert eine Kirche gebaut worden mit der Behauptung, in dieser Höhle sei Maria ihres Knäbleins genesen. An eine Höhle als Geburtsstätte Christi dachten die Christen schon im 2. Jahrhundert. Doch kann man sich jenes morgenduftende Bild des ersten Aufstrahlens des neuen Weltentags an diesem Ort nur mit der größten Anstrengung der Phantasie vergegenwärtigen. Man schlüpft einige enge Felsstufen hinab, um plötzlich in einem winkeligen gedrückten Felsengang von Kerzenglanz geblendet zu werden und im Halbdunkel der Winkel gelangweilte türkische Soldaten Gewehr bei Fuß mit aufgepflanztem Bajonet Wache stehen sehen, ein schlechter Ersatz für die Weisen aus dem Morgenland. Sie bewachen die vermeintliche Wiege des Herrn der Christenheit und schützen sie vor Zank und Streit seiner abergläubischen, verirrten Anhänger. Ein goldner Stern liegt auf dem Boden, der Stern der Weisen, der herabfiel. In der Nähe sind natürlich auch die Plätze genau angegeben, wie man sie wohl auf der Scene bei den alten griechischen Theatern für die Schauspieler markierte, wo die Weisen gestanden haben sollen. So unangenehm man durch all dieses unterirdische, kindisch kleinliche Spiel des Aberglaubens sich berührt fühlt, so mächtig wirkt, was darüber erbaut ist. Die Geburtskirche in Bethlehem ist wohl die älteste von Christen neuerbaute Kirche, die uns erhalten ist. Nur der hölzerne Dachstuhl ist mehrfach erneuert worden. Das Blei, das 1482 Eduard IV. von England zu seiner Ausbesserung gestiftet hatte, nahmen die Türken Ende des 17. Jahrhunderts weg, um Kugeln daraus zu gießen. Aber die ganze Anlage, die Säulen, die Fensteröffnungen bis hinauf zur Bedachung, kurzum all die Steine sind durch die älteste christliche Baukunst hier zum Gedächtnis der Geburt des Herren aufgebaut worden. Ein schöner Bau von gedrungenem Ernst. Vier Reihen von je zehn schweren nur sechs Meter hohen Säulen aus einem Stein teilen den Raum in fünf Schiffe, das Mittelschiff ist doppelt so breit und hoch, als die Seitenschiffe. Die Mauern des Mittelschiffs, wie die offenen Balken des Daches liegen in wagrechten Linien auf dem Säulenwald. Hoch oben unterbrechen verhältnismäßig kleine Fenster mit Rundbogen die schwere Mauer und senden

spärlich Licht in den stillen Raum. An den Wänden blicken da und dort Spuren alter Goldmosaiken hervor; aber deutlich sind die Umrisse nicht mehr zu sehen. Die fünf Schiffe münden in ein Querschiff, oder setzen sich durch dieses fort, um in runden Chören zu enden. Auch das Querschiff schließt links und rechts in einem Halbrund ab, in dem von der höher gelegenen Straßenfläche geschwungene Freitreppen ins Innere der Kirche herabführen. Als ich die altehrwürdige Kirche besuchte, am Osterfest, wurde gerade Nachmittagsgottesdienst gehalten. Von oben zogen die goldnen Sonnenstrahlen leuchtende Bänder durch die halbhelle Luft. Unten gruppierten sich in diesem uralten schweren Gemäuer die schönen Bethlehemiten, ich fand die Männer fast noch schöner als die Frauen, die Kinder spielten zu ihren Füßen; da und dort äugelten junge, befreundete Seelen. Auf den runden Freitreppen lagerten sie sich malerisch, stehend, sitzend, sich zu einander neigend, ein Bild voll Schönheit und Sinnigkeit in der Verschmelzung von ergrauter Geschichte und schwellendem farbigem Leben, von Andacht und Lebenslust. Dann tauchen alte Bilder auf. Diese Räume füllten einst die fränkischen Ritter im Stahlpanzer mit Hellebarden und Kreuzesfahnen in gedrängten Haufen. An diesem Altar wurde der König von Jerusalem gekrönt, dessen Wiege fern in Frankreich gestanden. Später freilich hatten sie draußen die drei großen Portale zumauern müssen bis auf ein schmales Schlupfpförtchen, um ihr Heiligtum gegen die Saracenen leichter zu schützen.

Nächst Bethlehem übt in Judäa auf den Reisenden die meiste Anziehungskraft aus: Jericho, der Jordan und das Tote Meer. Das alte Hebron im Süden mit den sogenannten Patriarchengräbern liegt zu fern und ist zu muhammedanisch zerfallen und versperrt, als daß sich sein Besuch lohnte. Dagegen bietet der Ritt nach Osten eine Fülle des Interessanten. Das Tote Meer habe ich schon früher beschrieben. Aber Jericho und Jordan und das Gebiet zwischen Jericho und Jerusalem verdient noch eine Schilderung.

Von Jerusalem nach Jericho reitet man in etwa sechs Stunden. Der Weg ist schon dadurch merkwürdig, daß dorthin eine gebahnte Straße führt wie es solche in Palästina nur noch von Jerusalem südwärts nach Hebron und westwärts nach Jafa, endlich von Haifa nach Nazaret giebt. Das schien mir zu europäisch. Diesen fremdländischen Luxus verschmähend

wählte ich darum den Weg über Nebi Musa, das angebliche Grab des Moses. Der Reitsteg, der dahin führt, war echter. Manchmal war es dem Pferd kaum möglich, in dem verwitterten Gestein bei ganz schroffen Abhängen auch nur eine Stelle zu finden, wo es seinen Fuß sicher aufsetzen konnte. Große Stufen nahm es bergauf und bergab, so daß der Reiter bald mit dem Kopf fast auf dem Hals des Pferdes lag, wenn es aufwärts ging, bald fast nach vorn überfiel, wenn es hinabstieg. Selbst für mutige und sichere Gebirgstouristen würden diese Wege fast als gottversucherisch gelten. Dort sind sie die landesüblichen Wege für Handel und Verkehr, soweit solcher überhaupt stattfindet. In der Regel begegnet man niemandem, ganz selten einer Gruppe Beduinen. In Nebi Musa trafen wir zusammen mit zwei Damen, Mutter und Tochter, aus Es Salt jenseits des Jordan. Die Tochter sollte einmal Jerusalem kennen lernen. Einmal war es sogar unserm Mukari (Führer) zu bunt. Er, der mit dem Pferd verwachsen ist und gar nicht daran denkt, daß er eigentlich auch gehen könnte, stieg ab und nahm sein Roß am Zügel. Es war aber auch eine Stelle, wo das Pferd wirklich keinen sicheren Tritt für seinen Huf mehr fand. Auf einer kleinen wagrechten Ritze des Felsens waren wir fünf Minuten lang geritten, bei jedem Schritt das rechte Bein vom Felsen geschürft. Jetzt trat plötzlich eine scharfe Nase hervor und unterbrach den Katzensteg. Aber das Absteigen war sehr schwierig. Links stieg man ins Bodenlose. Es war der jähe Absturz in einen wasserlosen Felsenspalt von etwa 200 Meter Tiefe. Rechts konnte man, wenn man das Bein so hoch nahm, wie man saß, gerade Fuß fassen. Man stieg also eigentlich in die Höhe ab. Die unglaublich geschickten und sicheren Pferde überließen wir sich selbst und kletterten glücklich über den Fels, die Tiere uns nach. Die Landschaft ist unwirtlich. Nur auf den Höhen dürftige Weidetriften, auf denen hin und her schwarze Herden von Schafen oder Jungvieh weiden. Die Abhänge und die Schluchten kahler Kalk. Die gewundenen Thalrisse haben oft keinen Ausgang. Das Wasser, das in der Regenzeit darin sich sammelt, verdunstet, ehe es sich Bahn zu machen vermag dem Meere zu. Nebi Musa ist ein mitten in wüstes Bergland gebauter muhammedanischer Wallfahrtsort ohne jede Poesie, verstaubt, schmutzig, ärmlich, eine Steinmasse ohne eine einzige dem Auge wohlthuende Linie. Zuletzt kurz vor Jerichos

scheinbar nahe winkenden weißen Häusern verloren wir noch den Weg; oder richtiger er wurde uns verlegt. Der Mukari wollte quer durch ein riesiges Weizenfeld, das zu Jericho gehörte und pferdehoch in den Ähren stand, durchreiten mit unsern fünf Pferden. Der Zufall wollte, daß irgend ein Wächter dieses Großgrundbesitzers zur Stelle war, der uns das energisch verbot. Nun galt es um das riesige Terrain herum und dann an dem großen, an dieser Stelle furt- und brückenlosen Bach hinaufzureiten, um endlich auf Umwegen von $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Jericho zu gelangen. Jericho! Mit dem Namen verbindet sich für uns etwas Zauberhaftes: Palmen, die da sich wiegen unterm ewig blauen Himmel, tropische Gärten rings um sie, eine Scenerie aus Tausend und eine Nacht. Nichts von dem! Mitten in einer weiten Öde finden wir an zwei oder drei Stellen, je eine halbe Stunde von einander liegend, Erhebungen, für das Auge erscheinend wie Maulwurfshügel. Das sind die undurchforschten Trümmerstätten der drei Städte Jericho, die im Lauf der Jahrtausende an diesem Platz gestanden und geblüht und den Ruf eines Weltwunders genossen haben. Das alte, welches die Juden eroberten, als sie unter Josua einzogen, verhältnismäßig dem Jordan am nächsten; dann am Gebirgshang am Ausgang einer wasserreichen Schlucht die berühmte Winterresidenz des Herodes; und endlich das Jericho der Kreuzfahrer, das sie aufgebaut hatten, da, wo heute ein Haufen von Schmutz, verwilderten und zerfallenen Gärten, für die man nach dem Wort Urwald die Bezeichnung Urgarten bilden möchte, uns begrüßten und einen zweifelhaften Willkomm brachten. Ans Paradies erinnert nur, daß die Kinder bis ins Alter von 7 und 8 Jahren herumlaufen, wie sie auf die Welt gekommen sind, während die Erwachsenen ihre Blöße zwar nicht mit Fellen, aber aufs Notdürftigste mit schmutzigem, elendem Gelümpe decken. Die Hütten bestehen aus halbzerfallenen Lehmwänden, über denen, wo sie es noch tragen können, Zweige mit Lehm verstrichen, ein löcherichtes Dach bilden. Darinnen hausen die Bewohnerschaften des einst weltberühmten Jericho! Um diesen Schmutz herum im Durchmesser von einer starken halben Stunde glänzt und duftet eine grüne Oase, die namentlich von der Bergeshöhe aus, mitten in dem rotgelbgrauen, völlig toten Wüstenland den Eindruck einer grünen Zauberinsel macht. Alles, was der Süden bringt, der Süden Indiens

und Nubiens, das wächst auch auf diesem Fleck Erde, der neben seinem Tropenklima den in Palästina einzigartigen Vorzug reichster Bewässerung hat. Überall rauschen durch dieses Urgartenland unter dem Gewirr von üppigen Blattpflanzen Silberbächlein über glitzernde Kiesel hin, die von anderen Möglichkeiten lustig plaudern. Wäre hier eine ordnende Hand, ob auch nur eines Herodes, in kürzester Zeit wäre ein wahres Paradies geschaffen. Ich erzählte schon, daß ein Weinstock Jerichos sieben mal im Jahre reife Trauben zu schneiden gestattet. Aber niemand ist da diesen Reichtum zu pflegen. Wie es einmal vor 30 bis 40 Jahren den Anschein hatte, daß hier etwas werden und wachsen könnte, da erklärte der Sultan die Jordanaue für seinen Privatbesitz. Die Folge davon war, daß nun in der ganzen Jordanaue fast niemand auch nur eine Hand rührt.

Jericho ist etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden vom Jordan entfernt. Wieder erlebten wir eine der großen Enttäuschungen, die Palästina der frommen Phantasie des Christen bietet. Wie denkt man sich den Jordan und seine Ufer aus als Scene für die Taufbewegung des Johannes, für die Taufe Jesu! Eine ahnungsvolle, liebliche Landschaft, über der ein ewiger Morgenglanz liegt, blaue, reine Fluten, ladend zum Bade. Statt dessen schiebt der Jordan müde und mühsam seine schweren, schmutzigen Wassermassen dahin, als fürchteten sie sich vor dem Toten Meer. Er, der große Abzugskanal Palästinas, wie man gesagt hat, schleppt allen denkbaren gelben und grauen Schutt und Staub mit sich fort. In förmlichen Wolken wälzt sich der Schlamm in den Wogen dahin. Und die Umgebung der Ufer ersetzt nicht, was die Wasser versagen. Zwar ist der Jordan auf beiden Seiten von einem grünen Wall umgeben, der vielleicht 50 Schritte breit ist; aber es ist ein dürftiges Graugrün, Weiden, niedrige Pappeln und Tarfabäume, mit magerem Gestrüpp den Zugang erschwerend, mißmutig und müde dreinschauend und jeden Ausblick über das enge Bild hinaus vollständig verwehrend. Man fühlt sich wie eingeschlossen und unbehaglich. Das Ganze ist so trüb und stumpf. An andern Stellen mag der Eindruck vielleicht ein günstigerer sein. Aber an diese wird nun einmal zur Zeit, wohl weil sie am bequemsten zu erreichen ist, die Taufe verlegt. Auch dürfte dereinst, als dieser Landstrich noch unter Kultur stand, das Bild ein anderes ge-

wesen sein. Doch redet auch das Evangelium von der Wüste am Jordan. —

Wie anders sind die Eindrücke in Galiläa! Schon wenn man von See, nach der Küstenfahrt an den Ruinen des römischen Cäsarea und umfangreicher Kreuzfahrerburgen vorbei, um den steil ins Meer abfallenden Rücken des Karmel, von dem europäische Häuser, Klöster und Genesungsanstalten herableuchten, einbiegt in den großen Golf von Akko, für unsere Phantasie belebt von den alten Ruderbooten und Seglern der Kreuzfahrer mit den farbigen Wimpeln und den Kreuzesfähnchen am Mast, das Blau der Bucht im Leuchten wetteifernd mit dem wolkenlosen Azur, das große Rund in der Tiefe umweht von Palmen, nach Süden beschirmt von des Karmels grünen Höhen, am Eingang im Norden Akko, im Süden Haifa mit ihren weißen Ansiedlerhäusern, ihren Türmen und Türmchen die Seewacht haltend, welch herzerquickender Anblick!

Der Weg von Haifa nach Nazaret und dem See Genezareth, geschichtlich und landschaftlich den Glanzpunkten Galiläas, hält genau die Richtung nach Osten. Das Sträßchen, wenn man es so nennen kann, das einzige Galiläas, führt zuerst am Südgestade der Bucht entlang, unter träumenden Palmen hin, durch üppige Weizenfelder, an freundlichen Rebgeländen entlang. Dann mündet der Weg in die weite, grüne Ebene Jesreel. Um sie zieht er sich links in halber Höhe herum und verliert sich dann in einem Eichenhain von ziemlicher Ausdehnung und Dichtigkeit mit üppigem Schlinggewächs und einem reichen Blumenflor. Bald huscht eine zierliche Gazelle vorüber, bald schleicht ein Fuchs heimlich seine Wege. Immer höher und höher klimmt man, immer weiter und freier dehnt sich die Ebene, immer stolzer reckt sich der lange Rücken des Karmel, immer mächtiger am Horizont hebt sich die Linie des blauen Meeres. Plötzlich tritt im Norden ein Schneegipfel hervor; es ist das Haupt des Hermon, das herabgrüßt in diese lachenden Gefilde. Wir waren etwa vier Stunden gefahren, da bog der Weg links ab; man verlor den Blick auf die weite Ebene Jesreel mit ihrer freundlichen Hügelumkränzung und drang tiefer in das nach Norden aufsteigende Bergland ein. Nach einer halben Stunde sagte der Kutscher: „Hinter jenem Hügel liegt Nazaret." Ich stieg ab. Ich wollte nicht in schwatzender Gesellschaft, auch nicht

auf einem amerikanischen Wagen der Stätte mich nahen, da der Größte heranwuchs, den die Welt gesehen, da sich das Wunder dieser Persönlichkeit entfaltet hat.

Kaum ging ich einige Schritte quer über ein Stoppelfeld, da wiegten sich leicht und graziös im Winde hin und her, an etwa drei Viertel Meter hohen Stengeln aufgereiht, je fünf bis sechs kleine, gesenkte, schlankgebaute Glocken, von ganz hellem, in der Tiefe etwas nachdunkelndem Lila überhaucht, leicht geädert, mit feinen braunen Tupfen und Linien gezeichnet. So boten die Lilien auf dem Felde, für deren Blumenreize Jesus einen Blick hatte, von denen er rühmt, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen sei, wie derselben eine, den ersten Gruß auf Nazarets Gefilden. Sie gehören zu den schönsten Blumen, die ich je gesehen, nicht prunkend; aber sinnend, keusch, lieblich läuten sie zum Gottesfrieden. Nach einigen Schritten öffnet sich eine kleine grüne Einsenkung, mit etlichen Palmen bestanden. Ich ging hinab zum Quell, den die Palmen ankündigten. In einem schönen Feigengarten, von hohen Kaktushecken umgeben, sprudelte er. Das war schon damals die letzte Rast der Jerusalemspilger, wenn sie heimwärts zogen vom Fest gen Nazaret. Hier an diesem Quell hat jener Zwölfjährige, der allzeit sein wollte in dem, das seines Vaters ist, gerastet, als er mit den Seinen, voll von den Eindrücken des Festes und der heiligen Tempelstadt, heimging ins stille abgelegene Vaterstädtchen, seinen Eltern unterthan zu sein, und so der fromme Besucher der Feste seitdem alljährlich, so oft er aus der Hauptstadt zurückkehrte. Noch etwa zehn Minuten stieg ich eine Höhe hinan; da öffnete sich vor mir eine ziemlich weite und tiefe Thalmulde, und auf der Morgenseite der Berge, die sie fast im ganzen Umkreis umgeben, lag in halber Höhe an den steilen Hang gelehnt, das Städtchen Nazaret.

Auch hier ist der erste Eindruck Enttäuschung. Das Auge sieht nur dürftige Spuren des Anbaus dieser zweifellos äußerst fruchtbaren Thalmulde mit ihren mäßig ansteigenden Bergen. Die tiefste Stelle im Thal, offenbar die Sammelstätte für Karawanen, wo auch wir am andern Morgen die Pferde sattelten, kahler Staubboden, vollständig zerstampft, die Berghöhen zerrissen durch verlassene Steinbrüche. Es scheint, ein jeder holt sich seine Bausteine da, wo er sie am nächsten findet. Das Städtchen macht einen armen, dürftigen, zerfallenen Eindruck, enge, winkelige,

holprichte, staubige Straßen, die Häuser an den Berg hingeklebt, ohne Tiefe, meist einfache Vierecke aus fast unbehauenen Steinen, gelegentlich auch nur aus gebranntem Lehm. Ich ging in eins derselben. Bei dem äußerst konservativen Sinn des Orients dürfen wir annehmen, daß die Wohnungen in Nazaret vor 1800 Jahren nicht wesentlich anders gewesen sind als heute. Diese Häuser bestehen meist aus einem einzigen Raum, nur wohlhabendere Leute besitzen deren zwei. Dann ist der zweite ziemlich klein und niedrig, rechts oder links vom tieferen Hauptraum angebaut. Der letztere bildet ein längliches Viereck, dessen zweite Hälfte etwa zwei Stufen höher liegt. Die erste zu ebener Erde, der Boden meist Lehm, enthält in der Mitte die Feuerstätte und ist das Quartier für die Haustiere und der Spielplatz der Kinder, wenn der Regen sie aus dem Freien vertreibt. Hier kauert die Hausfrau, wenn sie mahlt oder kocht. Der hintere, höher gelegene Raum ist geglättet, unter Umständen mit Fließen belegt; rings an den Wänden ziehen sich diwanartige Erhöhungen aus Stein, die als Schlafstätten dienen. In der hintersten Ecke liegen den Tag über, je nach dem Reichtum mehr oder weniger hoch aufgetürmt, eine Anzahl Teppiche, die über Nacht ausgebreitet werden. Sonst ist meist kein Möbel zu finden, hie und da ein niederes Tischchen, vor dem man eher kauert oder liegt als sitzt, zuweilen noch ganz niedere Schemel. Das Hausgeräte besteht aus einem Kessel, zu dem heute noch die Kaffeemühle kommt, und dem großen Wasserkrug, etwa 8 bis 10 Liter fassend, mit dem das Wasser täglich vom Brunnen geholt wird, von den Frauen halb schief frei auf dem Kopf getragen. Mehr erhielt ich wenigstens nicht zu sehen. Der Raum ist übrigens höher als unsere Zimmer. Das Dach wird getragen durch in der Entfernung von etwa zwei Metern quergewölbte, schmale Bogen, an deren Stelle zuweilen Holzstämme treten. Von Bogen zu Bogen liegen Äste und Zweige, manchmal geflochten, über die eine regendichte Lehmschicht gestrichen ist. Solch ein Dach ist unschwer abzunehmen und rasch wieder zu ersetzen. An der Zahl der Bögen wird der Reichtum des Besitzers gemessen, ähnlich wie man heute in manchen Städten nach der Anzahl der Frontfenster den Reichtum des Bewohners mißt. In einer solchen Hütte wird auch Jesus mit seiner Familie gelebt haben. Denn er gehörte den kleinen, bescheidenen Kreisen des Volkes an. Aber allzuviele Stunden des Tags wird

er nicht in den engen, staubigen Mauern geweilt haben. Das Leben des Orientalen spielt sich, wie das des europäischen Südländers, in der Hauptsache im Freien ab. Wenn wir in solch ein Haus Einlaß begehrten, saß die Hausfrau, übermäßig leicht bekleidet, vor der Hausthür; um sie am Boden die Kinder; drin war es öde und leer.

Unten im Thal liegt der Brunnen. Der Brunnen ist, wie überall, so in besonderem Maße im wasserarmen Orient der Sammelpunkt des Orts. Wenn man von Jerusalem mit seinen Cisternen kommt, so versteht man es angesichts der aus drei Röhren strömenden starken Strahlen glitzernden Wassers, wenn der Sohn Nazarets den Jerusalemiten lebendiges Wasser verheißt. Nach jenem Brunnen hinab, allerdings fast eine Viertelstunde steilen Weges, wird Jesus als Knabe seine Mutter so gut begleitet haben, wie es heute die Kinder, an das Gewand der Mutter sich hängend oder rittlings auf ihrer Schulter sitzend, auch thun. Der Gang zum Brunnen ist sozusagen das Ereignis des Tages, der eine Gang, den man täglich macht, bei dem die Bewohner des Städtchens sich begegnen und die Neuigkeiten austauschen.

Von den höheren Teilen Nazarets geht man etwa noch fünf Minuten bis auf den Kamm der Berge. Wir wissen, wie Jesus die Berge geliebt hat, wie er immer wieder auf die Berge sich zurückzog. Das hat er wohl hier in seiner Heimat gelernt. Denn in Nazaret selbst ist der Blick ganz beschränkt, fast einförmig eng, man sieht nur in die Thalmulde und nirgends über die sie umschließenden Berge hinaus, also immer dasselbe Bild eng begrenzt. Man könnte es ein natürliches Kloster nennen, nur daß auch das Leben darin in freier Natürlichkeit pulsiert und nicht in Fesseln geschlagen ist. Es bildete den engen Rahmen für ein Stillleben, in dem auch das Kleine nicht klein erschien, das aber auch Zeit ließ, daß der Mensch sich in sich selbst vertieft. Auf diesen Bergen dagegen, welch ein Blick! Im Norden ragt königlich der Hermon, bis in den Juni und Juli hinein von Schnee bedeckt, ein ehrwürdig greises Haupt, das über die Kinder im Lande wacht. Das Psalmwort: Der Herr schaut vom Himmel auf der Menschenkinder Thun, ob sie Gutes thun, ist wohl genommen von dem Bergvater, der herunterschaut aus den blauen Höhn und beobachtet, was drunten in den Niederungen geschieht. Von jenen

Gipfeln senkt sich das Gebirge terrassenförmig in den mannigfaltigsten Linien herab, und so in den verschiedensten Farben und Formen spielend, da die Höhenzüge bald in Wiesengrün gekleidet sind, bald als scharfkantige Basaltrücken dazwischen starren. Unmittelbar nördlich von den Bergen Nazarets dehnt sich eine kleine Ebene, in deren Mitte ein Hügel, von einer Stadt gekrönt, fast wie eine kleine Festung aufgebaut ist. Das ist Sepphoris, von Nazaret in $1\frac{1}{2}$ Stunden zu erreichen, noch bis in das Mannesalter Jesu die Haupt- und Residenzstadt Galiläas, in deren Mauern sein Landesherr Herodes, der Fuchs, seinen Bau hatte. So nahe dem Mittelpunkt des politischen Lebens lag Jesu weltversunkene, einsame Heimat. Dort gab es Bäder im Stil des modernen Luxus, dort winkten Gymnasien und Theater. Kurz, dort war eine Niederlage all der Errungenschaften der römisch-griechischen Kultur errichtet. Und gewiß hat Jesus in seinem stillen Nazaret mehr davon gehört, als er später in seinen Gleichnissen und Bildern davon erkennen läßt. Immerhin spielen politische Erinnerungen, allerdings nur dem Geschichtskenner bemerkbar, in seinen Gleichnissen hin und her herein. Wir dürfen ihn uns also keineswegs weltfremd aufwachsen denken. Die Wellen der Weltgeschichte und der Kultur schlagen unmittelbar heran an den Bergwall, der seiner Heimat Hütten gegen ihre Fluten schirmte. Nach Westen dehnt sich der Blick über das Mittelländische Meer hin. Vereinzelte weiße Segler, selten ein Dampfboot, beleben die Bucht von Akko, am Ufergestade grüßt der Kranz von Palmen, die Ebene zwischen Haifa und Akko abschließend. Südlich von ihr steigt unmittelbar aus der See stolz und breit der grüne Karmel auf; zu seinen Füßen leuchtet Haifa. Auch vom Weltmeer, wie von der Kulturwelt hat Jesus nie geredet, obgleich es nur 5—6 Stunden von Nazaret entfernt ist. Wohl spielt der Genezarethsee in seinen Gleichnissen, wie in seinem Leben, eine Rolle, nirgends die offene See. Ob es ihn nie hinübergezogen hat ans endlose Meer, für uns ein so geläufiges Bild der Ewigkeit? Nach Süden lacht die Ebene Jesreel aus ihrem Bergeskranz auf. Und nach Osten beherrschen das Bild zwei Berge, der eine leicht und vornehm aufsteigend, sich vorschiebend in die Ebene, der kleine Hermon, und unmittelbar neben ihm, schwerfällig, breit, einem Stierhaupt vergleichbar, der Tabor. Zu den Füßen all dieser Berge spielt die ganze große Geschichte Israels. Kaum zwei

Stunden von Nazaret, am östlichen Fuß des Karmel, am Westende der Ebene Jesreel hat der Prophet Elias die Baalspfaffen geschlachtet, derselbe, dessen Geist in den Jüngern des sanftmütigen und demütigen Meisters von Nazaret einmal aufblitzen will, daß Jesus ihnen wehren muß: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?" Und drüben am kleinen Hermon liegt im Schatten seiner Nordseite Endor, wo Saul im Dunkel der Nacht die Hexe aufsuchte, und auf der andern Seite, nicht weit von Nain, Sunem, wo Elisa seine größte That vollbringt. Fern im Osten begrenzen die langgestreckte Ebene, die so vielen Schlachten als Blachfeld gedient, jene Berge Gilboa, die David in seinem Totensang auf Saul und Jonathan verewigt hat, und drüben im Süden ragen weit hinter den Hügelketten die heiligen Berge Samarias, Ebal und Garizim, nach deren Bedeutung Jesus von der Samariterin gefragt wird. So hat, wer auf diesen Bergen steht, nicht nur ein einzigartiges Rundbild vor sich; vor seinem Blick liegen die bedeutsamsten Stätten der Geschichte des Volkes Israel von Deborah, Saul und Elias an bis zu der damals modernen griechisch-römischen Halbkultur des Herodes. Die Umgebung des stillen Nazaret entbehrte nicht der mannigfaltigsten Anregungen. Vor dem sinnenden Blick zog ein gut Stück Weltgeschichte vorüber, wenn er über diese Landschaft schweifte.

Die Entfernung von Nazaret bis zum See Genezareth beträgt etwa fünf Stunden. Der See Genezareth oder das Galiläische Meer, gleich dem Toten Meer, obgleich beinahe 200 Meter höher liegend, tief unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres, ist ein Bild des Lebens, voller Lieblichkeit und Lebenslust. Er ist so groß, daß die Ufer zurücktreten, und doch so klein, daß sie herübergrüßen; so groß, daß eine mächtige, ruhige Wasserfläche, auf der das Auge ruhen kann, sich ausbreitet, und doch so klein, daß der Blick sich nicht in ungemessene Formen verliert. Das Wasser ist so klar und licht — es dient den Anwohnern als Trinkwasser —, daß es mit seinem tief leuchtenden Blau ein Spiegelbild des Himmels bietet. Die den See rings umgebenden Berge steigen in freundlichen Linien langsam an, so daß überall das Auge sich gern hineinsenkt, zumal die Sonne bei ihrem Rundgang die Linien durch die verschiedensten Lichter und Schatten immer wieder ändert und die Halden mit den wunderbarsten Farben übermalt.

Jeder Abend mit seinem Sonnenuntergang schafft ein für uns Abendländer unvorstellbares Zauberbild. Endlich sind die Wasser nicht etwa allzeit einförmig ruhig, vielmehr jäh und unberechenbar wechselnd, ähnlich dem Charakter seiner Bewohner, dieses heißblütigen, galiläischen Völkchens. Als wir von Tiberias in einem Boot, gewiß noch heute gebaut wie damals, bemannt mit etwa zwölf Mann, der Zahl der Jünger Jesu, die so oft mit ihm in solchem Schifflein vereint waren, abfuhren, mußten die Bootsleute im Schweiß ihres Angesichts bei spiegelglatter See mühselig rudern, und wir vermuteten für die Fahrt nach Kapernaum eine Zeit von vier bis sechs Stunden zu gebrauchen. Kaum sind wir eine halbe Stunde auf dem See, erhebt sich plötzlich ein Wind, die Fläche kräuselt sich, die Wellen wachsen, weißer Gischt krönt sie, das Schiff beginnt zu schwanken, das Segel bläht sich auf, wir hängen ganz auf einer Seite, und schießen dahin die Wellen durchschneidend, die über Bord spritzen. Gefährlich war es an diesem Tage nicht. Wohl aber wäre am Tage zuvor ein solches Boot mit österreichischen Pilgern beinahe gekentert, weil ein urplötzlich sich erhebender starker Wind den See in wildesten Aufruhr brachte. Wie lebendig stehen da die Seebilder aus den Evangelien vor der Seele.

Alle Orte, die für uns von Interesse sind, liegen auf der Westseite des Sees; Kapernaum etwas nördlich seiner Mittellinie, da wo der See am breitesten ist, Tiberias an der schmaleren südlichen Hälfte. Tiberias ist erst von Herodes Antipas in den Jahren 25 bis 27 unserer Zeitrechnung erbaut worden. Mit Recht begehrte er, statt in Sepphoris, an diesem wunderbar schönen See zu residieren. Es soll eine Stadt aus Marmor gewesen sein; heute ist es eine Stadt aus Staub und Schmutz. Spurlos ist in ihm der Marmor versunken. Aber auch Kapernaum, wohl die größte jüdische Ortschaft am See, traf kein besseres Los. Das Wort aus Jesu Mund hat sich erfüllt: Wehe dir Kapernaum, die du bis an den Himmel erhoben bist, du sollst bis in die Hölle hinabgestoßen werden. Noch streiten die Gelehrten, in welchen der beiden etwa eine Stunde von einander entfernten Trümmerstätten, Ain et Tabira oder Tell Hum, man die Überreste der Stadt Jesu zu sehen hat. Bei Tabira überspülen die Wellen einen versunkenen kleinen Fischerhafen, angelegt an dem Punkte, wo die Berge vom See zurück-

treten und der Ebene Genezareth Raum machen. Diese bot für die Anlage einer Stadt ein geeigneteres Hinterland, als die Berge, die über Tell Hum aufsteigen und ihm keinen Platz zur Ausdehnung gewähren, wie auch dort das Wasser fehlt, das in Tabira in Fülle vorhanden ist. So mag man zwischen jenen versunkenen Steinen sich die Boote des Petrus und der Zebedaiden ruhend und über diese Steine Jesus und die Seinen ein- und aussteigend denken bei den Fahrten über den See. Noch immer ist der See in der Bucht von Genezareth an Fischen überreich, so daß zur Zeit des Fischfangs diese Uferstrecke mit Fischern übervölkert ist. Die Umgebung dieses aus den Wellen heraufgrüßenden Hafens paßt auch sonst zu den Bildern aus den Evangelien. Eine eigentümlich abgeflachte, die Umgegend beherrschende kleine Bergkuppe unmittelbar über der Ebene und dem Hafen ist der gegebene Platz für eine Zollstätte. Dort oben mag Levi-Matthäus sein römisches Zollhaus gehabt haben. Eine Viertelstunde davon, der Ebene zu, liegt heute noch eine große Karawanserei, wo die Karawanen von Damaskus sich teilen, um ihre Güter teils zum Mittelmeer, teils über die Berge nach Jerusalem und Ägypten, teils ostwärts ins Ostjordanland zu befördern, noch immer ein Centralpunkt für das bischen Handel und Verkehr von heute. An den Ufern bildete die Natur Stufensitze, auf denen man sich im Schatten glühender Oleanderbüsche das Volk lagernd denken kann, während Jesus vom Schiffsraud aus zu ihm redet. An den Höhen hinauf steht Getreide, dazwischen Dorngesträuch und zu Tag tretender Fels. Noch heute bahnt man sich mittendurch seinen Weg. Oben auf den Höhen breiten sich Weidetriften, auf die der Hirt von Kapernaum seine hundert Schafe treiben mochte. Unten in der Nähe des Hafens sind die Reste einer Synagoge bloßgelegt worden. Dort mag Jesus den ihn im Vortrag unterbrechenden Besessenen zur Ruhe verwiesen haben an dem ersten Sabbat nach seiner Übersiedelung nach Kapernaum. Bild um Bild aus den Evangelien erhält hier Leben und Farben. Man sieht, wie sie dem Boden und seiner Eigenart entwachsen sind, das Gegenteil von freien Dichtungen.

Und doch hat er dem Boden seinen Stempel gegeben. Alles erinnert an Worte und Thaten von ihm. Galiläa ist sein Land, wie schon die Evangelisten Kapernaum seine Stadt nannten. Es ist es heute wie damals, als diese ganze Land-

schaft von Licht und Frieden vor seinem Auge zum Gleichnis ward für Wahrheiten, die aller Welt gelten und unvergänglich sind, ob auch die kleine Welt, in deren Bilder er sie kleidete, vergangen und begraben ist.

Doch nun, bevor wir scheiden, zurück aus jener fernen, großen Zeit, um deren willen uns dieser Boden so mächtig anzieht, zur armseligen Gegenwart. Für sie liegt freilich der See Genezareth mit seinen Ufern öde und abseits. Aber auch der Gesamteindruck des Landes ist der einer unwirtlichen Öde. Wirklich angebaut sind, abgesehen vom Ostjordanland und der Jesreelebene mit ihrem Körnerbau, nur ganz kleine Gebiete. Sonst liegt es fast ganz unkultiviert brach. Dem Bild des Landes entspricht der Eindruck, den die Bevölkerung macht. Es ist der der Trägheit, Verkommenheit, Energielosigkeit. Sie bauen nur, was sie selbst bedürfen, und leben am liebsten von ihren Herden. Palästina soll etwa 650000 Einwohner haben; das ergiebt 29 Seelen für den Quadratkilometer, gegen 95 in Deutschland. Die Besiedlung ist also sehr dünn. Man kann lange, lange reiten oder fahren, ohne einen Menschen und ohne eine Spur menschlicher Arbeit zu treffen. Über Straßen und Verkehrswege habe ich schon geredet. In der Ebene folgt man ohne jeden gebahnten Weg den Spuren des Verkehrs oder nur der Richtung. Der Menschenverkehr wird durch Esel oder Pferde, der Güterverkehr durch Esel und Kamele vermittelt. Wagen giebt es nur in Haifa, Jafa und Jerusalem. In die meisten Droschken Jerusalems würde selbst in einer zurückgebliebenen Kleinstadt Deutschlands kein anständiger Mensch sitzen. Die Sicherheit ist im Lande im ganzen vorhanden. Doch lieben die deutschen Kutscher, wenn sie weiter über Land fahren, sich eine Pistole mitzunehmen und erzählen auch, daß sie hin und her davon Gebrauch machen müssen. Denn Pferderaub ist unter den Beduinen ein Kunsthandwerk, das als Sport und mit maßloser Frechheit geübt wird. Je und je schneiden sie einem leer zurückfahrenden Wagen unter Bedrohung des Kutschers die Stränge durch, sitzen auf die Pferde und jagen davon. Weitere Touren lassen sich nicht machen ohne bewaffnete Begleitung.

Die Landessprache ist arabisch. Die Unterkunft ist nur da erträglich, wo sich europäische, allerdings immer noch sehr

bescheidene Hotels finden, die fast durchweg in schwäbischen Händen sind. Solche giebt es aber nur in den von Fremden besuchten Städten. Man kann sie ohne Mühe aufzählen: mehrere befinden sich in Jafa, Jerusalem, Jericho, Tiberias; außerdem je eines in Haifa und Nazaret. Sonst wohnt man in einem griechischen oder römischen Kloster. Wo auch dies fehlt, ist man auf Gastfreundschaft angewiesen, die der Vornehmste des Ortes gern gewährt, wenn er auch auf eine reichliche Entschädigung hofft. Mit Ausnahme weniger Plätze, im Grund nur Jafas, Jerusalems, Bethlehems, ruht Handel und Gewerbe völlig. Was zum Hausbrauch nötig ist, schaffen sich die Leute selber. Was sie nicht sich selbst bereiten können, das ist in den Bazaren Jerusalems käuflich. Dieselben sind aber mit denen von Kairo oder Damaskus gar nicht zu vergleichen. Der solide Handel ist in Jerusalem und Jafa fast ganz in den Händen von Mitgliedern der schwäbischen Ansiedler, der sogenannten Templer, die in den sechziger Jahren aus religiösen Beweggründen ins heilige Land zogen. Die Türkenwirtschaft lastet als ein Fluch auf dem Lande. Keine Sicherheit der Verwaltung, keine Sicherheit der Rechtspflege, kein geordnetes Steuerwesen, alles der Willkür der bestechlichen und brutalen Unterbeamten vollständig überlassen, so daß niemand wagen kann, in irgend ein weiter ausschauendes Unternehmen sich einzulassen. Dennoch ist es, seit das Deutsche Reich seine Kinder, auch die vereinsamten draußen, unter seine Fittige genommen hat, wenigstens den Deutschen gelungen, hin und her in Palästina ein Stückchen Land wieder in wirkliche Kultur zu bringen und dabei zu beweisen, daß das alte Wort nicht übertrieben war von dem Land, da Milch und Honig fließt. Wo Deutsche wohnen, wird die Wüste zu einem Garten.

Unwillkürlich wendet sich der Blick bei einem Lande von solcher Vergangenheit auch über die Gegenwart hinaus in die Zukunft. Wird es noch eine Zukunft haben? Ich zweifle nicht daran. Und die europäischen Bewohner Jafas und Jerusalems, die die Entwicklung der letzten zwanzig bis dreißig Jahre erlebt haben, zweifeln auch nicht daran. Dazu kommt, daß es ringsum wieder lebendig wird. Mit dem Kanal von Suez führt eine der belebtesten Völkerstraßen in unmittelbarer Nähe Palästinas vorüber. Ägypten, das Land, unter dessen Einfluß es stets gestanden, ist der Kultur wieder mehr erschlossen. Von Norden

nähern sich die Kleinasien durchquerenden Schienenstränge. So rückt die moderne Kulturbewegung immer näher an dieses alte Wunderland heran. Haben zunächst seine Heiligtümer christliche Völker oder Pilgerscharen angelockt, so regt sich jetzt auch hin und her schon der Unternehmungsgeist. Die erste Eisenbahn ist gebaut, von Jafa nach Jerusalem, eine andere, von Haifa über Nazaret und den See Genezareth nach Damaskus, ist teils geplant, teils im Betriebe. Die Templerkolonien blühen. Von ihnen gilt: die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus. Sie bedürfen mehr Land, mehr Arbeitsgelegenheit für ihre heranwachsende Jugend. Viel kulturfähiges Land harrt nur eines energischen und zähen Bebauers, um den Schweiß reichlich zu belohnen. Würde es sich bestätigen, daß östlich des Toten Meeres abbaufähige Kohlenlager vorhanden sind, so könnte damit in dem holzarmen Lande ein völliger Umschwung der Lebensbedingungen eingeleitet werden. Freilich müssen erst die Rechtsverhältnisse gesichert sein und die Verwaltung rascher und glatter arbeiten.

Daß dieser Aufschwung nicht von den Bewohnern des Landes ausgehen wird, ist freilich ebenso sicher. Auch eine starke zionistische Einwanderung verspricht nach den bisherigen Erfahrungen mit den jüdischen Siedelungen im Lande kaum einen wesentlichen Beitrag zur Hebung der Kultur. Es werden die christlichen Völker Europas sein, die diese Kulturaufgabe zu lösen haben. Teilen freilich werden sie sich darein nicht leicht können. Einem derselben wird die Führung zufallen müssen. In Betracht kommen hierfür Frankreich, Deutschland und Rußland. Frankreich fällt zusammen mit dem römischen Katholizismus, als dessen geborene Vor- und Schutzmacht es sich mindestens seit Napoleon I., im Grunde schon seit den späteren Kreuzzügen fühlt. Aber so viel Besitztitel der römische Katholizismus im Lande hat, von denen ein Teil bis auf die Kreuzfahrerzeit zurückgeht, er ist ein Fremdling gegenüber dem Volk und Land. Es sind Pilgerniederlassungen, nicht Kolonien. Und ob auch die französische Sprache und Münze am verbreitetsten ist, die Kultur im Lande trägt nirgends in irgend welchem Sinn französischen Stempel. Die Russen sind ebenfalls an Grundbesitz, wenigstens in und um Jerusalem, sehr reich. Doch ist dieser von ganz jungem Datum. Und wenn sie sich auch als Vormacht der „orthodoxen" Kirche fühlen, die wir nach ihrem Ursprung noch

immer die griechische und oft, fast verwirrend, die griechisch-katholische nennen, so empfinden die seit alten Zeiten eingesessenen Priester der orthodoxen Kirche, die mit der alten griechischen Kirche zusammenhängen, wie sie fast alle das Griechische als Muttersprache sprechen, in den Russen eher ihre gefährlichen Rivalen als ihre Beschützer. Wenn Rußland auch alljährlich so große Pilgerscharen ins heilige Land sendet, daß zu Ostern das Straßenbild Jerusalems, mindestens in der Umgegend aller „heiligen Orte", ein russisches ist, so hat doch Rußland in Handel und Wandel im Lande keine Bedeutung.

Am wenigsten Anknüpfungen aus der Geschichte besitzt Deutschland, das, mindestens bis zur kaiserlichen Überweisung der „Dormition", im Bewußtsein des Landes und thatsächlich sich deckte mit dem Protestantismus. Denn England bedeutet wenig in Palästina. Gehen die Rechtstitel der griechischen Kirche, wie sich dies in ihrem Besitz der Grabes- und der Geburtskirche zutreffend ausspricht, bis in die älteren christlichen Jahrhunderte zurück, die der römisch-katholischen wenigstens bis in die Kreuzfahrerzeiten, so hat der Protestantismus oder das Deutschtum erst seit wenigen Jahrzehnten im heiligen Lande Boden gefaßt. Aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er seine Wurzeln am tiefsten getrieben hat. Die einzigen mit dem Boden und dem bürgerlichen Leben verwachsenen Europäer sind die schwäbischen Templer mit ihren vier blühenden Kolonien in Jafa, Sarona, Jerusalem und Haifa. Sie gehören zu den Palästinensern; sie betrachten Palästina als ihre Heimat für sich und ihre Nachkommen. Sie besitzen die besten Obstgärten, Weinberge, Felder. In ihrer Hand liegt das Verkehrsgewerbe und der größte Teil des Handels, auch die meisten nennenswerten gewerblichen Unternehmungen. Leider halten sie an der Trennung von den evangelischen Landeskirchen fest, welche die Gründer ihrer religiösen Genossenschaft seinerzeit für nötig hielten. Könnten sie sich entschließen, sich kirchlich den der preußischen Landeskirche angegliederten evangelischen Gemeinden ihrer Wohnorte anzuschließen, so würde dies eine wesentliche Stärkung des Deutschtums in Palästina bedeuten.

Neben ihnen aber nehmen auch eine bedeutsame Stellung ein die zwei großen deutschen Waisenhäuser, das Schneller'sche Knabenwaisenhaus und das von Kaiserswerth gegründete Mädchenwaisenhaus. Sie beide erziehen seit nun 40 Jahren

eine alljährlich wachsende Zahl von eingeborenen Waisenkindern in deutsch-evangelischem Geiste. Ihre stattlichen Gebäudekomplexe bieten stets besetzten Raum für 150 Knaben und 150 Mädchen. Daneben ist in Jerusalem das ebenfalls von Kaiserswerth erbaute und geleitete Krankenhaus besonders beliebt. Und unter Teilnahme der Kaiserin ist in Bethlehem ein weiteres großes Erziehungshaus eingeweiht worden. So wächst neben der eingewanderten allmählich eine eingeborene evangelische Bevölkerung heran, die durch ihre Erziehung uns Deutschen am nächsten steht.

Und diesem lockenden Zukunftsbild, das uns bei der Heimkehr von unseren Wanderungen durch Palästina und seine reiche Vergangenheit in unser Vaterland grüßt, ist auch ein inneres Recht nicht abzusprechen. Deutschland, dessen Volksgeist dem wahren Geist des Christentums am meisten verwandt ist, Deutschland, dem es gegeben war, das Christentum zu befreien von all den Zuthaten, die Griechen und Römer im Lauf seiner Geschichte ihm angehängt, und es in der ursprünglichen Gestalt und Kraft wieder herzustellen, in der es aus Palästina hervorging, Deutschland ist es, das dem Heimatlande dieses Christentums die Früchte der Kultur, die ihm zu danken sind, wieder bringt. Und wer weiß, ob es ihm nicht gelingt, das hundertmal totgeglaubte zu neuem Leben zu wecken, daß es wieder wird, wie einst, ein Land, da Milch und Honig fließt.

Und dann thut dies Land vielleicht noch einmal in dem ihm eigensten Gebiet, dem Gebiet der Religion, der Welt einen Dienst. Es hilft uns, die Gestalt dessen, um dessen willen es uns heilig ist, in ihrer ursprünglichen, schlichten, unübermalten, lebendigen Wirklichkeit zu schauen, daß er wieder die Menschheit, der sein Gedankenbild zu blaß geworden, und die nicht befriedigt ist durch Rätselsätze, die ihn erklären wollen und ihn verhüllen, zu neuen Thaten führe jener Vollendung der Geschichte zu, die sinnig die christliche Bildersprache bezeichnet als das himmlische Jerusalem, das ewige Land der Verheißung.

Nachweis der Bibelstellen, auf welche im Text Bezug genommen ist.

Aus Vortrag I.

Zu S. 12. Ebene Saron: Jesaia 33, 9. 35, 2. 65, 10. 1. Chron. 28, 29. Hohes Lied 2, 1.

Aus Vortrag II.

„ S. 15. Hethiter: 1. Mose 23, 4. 49, 30. 1. Könige 9, 2.
Amoriter: 2. Mose 13, 5. 4. Mose 21, 31. Josua 13, 21.
Hebräer: 1. Mose 14, 13.
Zu der Völkergruppierung vgl. die Völkertafel: 1. Mose 10.

„ S. 16. Hebron: 1. Mose 23.
Hain Mamre: 1. Mose 12, 18. 18, 1. 23, 17. 49, 30. 50, 13.
Beer-Seba: 1. Mose 21, 14. 30, 31. 22, 19.
Abraham: 1. Mose 12—25.
Die Übersiedlung der Israeliten nach Ägypten: 1. Mose 39—50.
Ihr Ergehen in Ägypten: 2. Mose 1, 6—22.

„ S. 17. Moses: 2. Mose 2—3.

„ S. 19. Kades Barnea 4. Mose 20, 1.

„ S. 19. 20. Buch Josua 1—12.

„ S. 21. Buch der Richter.

„ S. 22. 1. Samuelis 1—7.

„ S. 23. 1. Samuelis 8—31.

„ S. 24. 25. Davids Totenklage: 2. Samuelis 1, 17—27.

„ S. 25. Jerusalems Eroberung: 2. Samuelis 5.

„ S 25—33. Die weitere Geschichte der Königreiche findet sich in 2. Samuelis, 1. und 2. Könige.

„ S. 28—34: Die prophetischen Schriften, insbesondere die Bücher Amos, Hosea, Jesaia 1—39, Jeremias, Hesekiel, Jesaia 40—66.

„ S. 32. Josias Gesetzesverkündigung: 2. Könige 22 und 23.

„ S. 34—36. Die Geschichte der Zurückgekehrten findet sich in den Büchern Esra und Nehemia.

Aus Vortrag III.

„ S. 40—41. 1. Buch der Makkabäer.

„ S. 45. Die Vierfürsten finden sich in Lucas 3, 1 aufgezählt.

„ S. 49. Am deutlichsten ist die Entwicklung des öffentlichen Lebens Jesu im Marcusevangelium zu erkennen. Die neuen Abschnitte beginnen bei 3, 7. 6, 7. 8, 27. 10, 1. 14, 1.

Aus Vortrag IV.

„ S. 51—55. Apostelgeschichte.

Aus Vortrag V.

Zu S. 76. Gichon: 1. Könige 1, 33. 38. 2. Chronika 32, 30. 33, 14.
„ S. 77. Kanal des Hiskia: 2. Könige 20, 20. 2. Chronika 32, 30.
„ S. 78. Ölberg: 2. Sam. 15, 30. Marcus 11, 1. Lucas 19, 29—40. 41—44. 21, 37. Apostelgeschichte 1, 12.
„ S. 80—81. Bethanien: Johannis 11, 1. Lucas 10, 38—42. Marcus 11, 11. 14, 3. Lucas 24, 50.
„ S. 81. Die Schilderung des Tempels Salomos: 1. Könige 5 u. 6.
„ S. 82. Ecce homo: Joh. 19, 1—6.

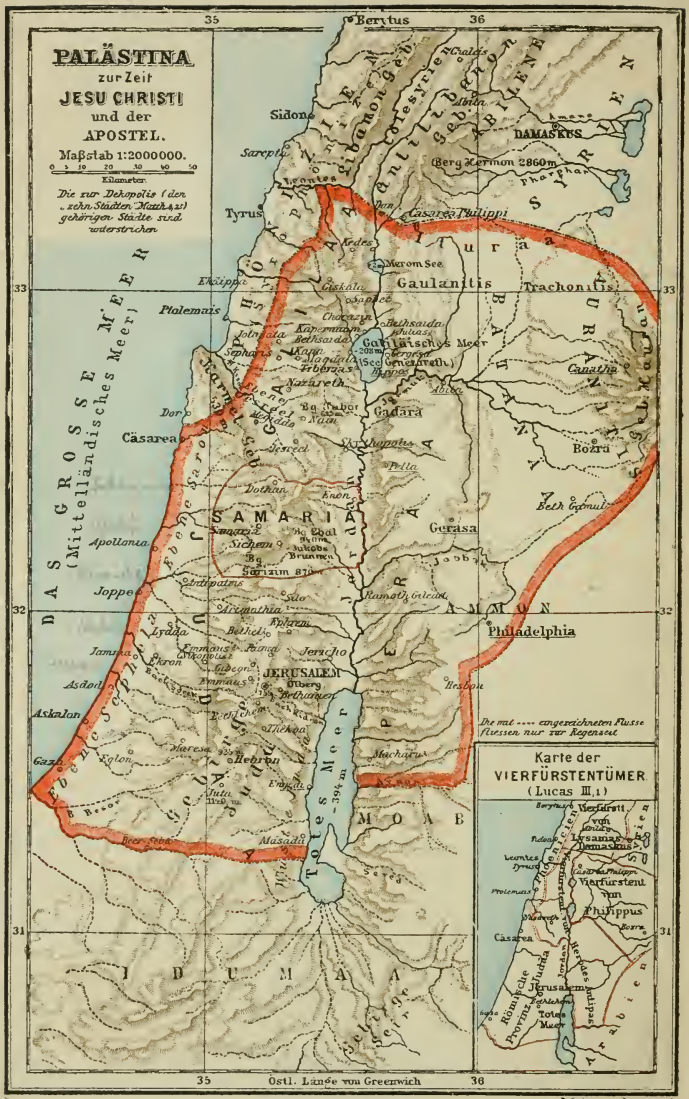
Aus Vortrag VI.

„ S. 90. 91. Bethlehem: 1. Mose 35, 19. 48, 7. Micha 5, 1. 1. Samuelis 17, 12. 2. Samuelis 23, 15. Lucas 2. Matthäus 2.
„ S. 95—97. Jericho als Palmenstadt: 5. Mose 34, 3. 2. Chronika 28, 15; sodann: Josua 6, 1. 1. Makkabäer 9, 50. Marcus 10, 46. Lucas 10, 30. 19, 1.
„ S. 98. Nazaret: Matthäus 2, 23. Lucas 2, 39. Johannes 1, 46.
„ S. 99. Die Lilien auf dem Felde: Matthäus 6, 28—30.
„ S. 101. „Lebendiges Wasser": Johannes 7, 38. Offenbarung 21, 6. 22, 17; vgl. Jeremia 17, 3. Deborah Richter 4. u. 5.
„ S. 103. Elias und die Baalspfaffen: 1. Könige 18. Lucas 9, 52—55.
Saul bei der Hexe von Endor: 1. Samuelis 28, 7.
Elisa in Sunem: 2 Könige 4.
Sauls Tod am Gilboa: 1. Samuelis 31.
Garizim: Johannes 4, 20.
„ S. 104. Seegeschichten: Marcus 4, 35—41. 6, 47—51.
Kapernaum, die Stadt Jesu: Matthäus 4, 13. 8, 5—17. 9, 1 u. s. w.
„ S. 105. Die Boote: Marcus 4, 1. Johannes 21.
Der Zöllner Matthäus: Matthäus 9, 9—13.
Der verschiedene Ackerboden: Marcus 4, 3—8.
Weg durch die Ähren: Marcus 2, 23—28.
Die hundert Schafe: Lucas 15, 4—6.
Der Besessene in der Synagoge: Marcus 1, 21—27.
„ S. 110. Das himmlische Jerusalem: Hebräerbrief 12, 22.

An Litteratur ist zu empfehlen:

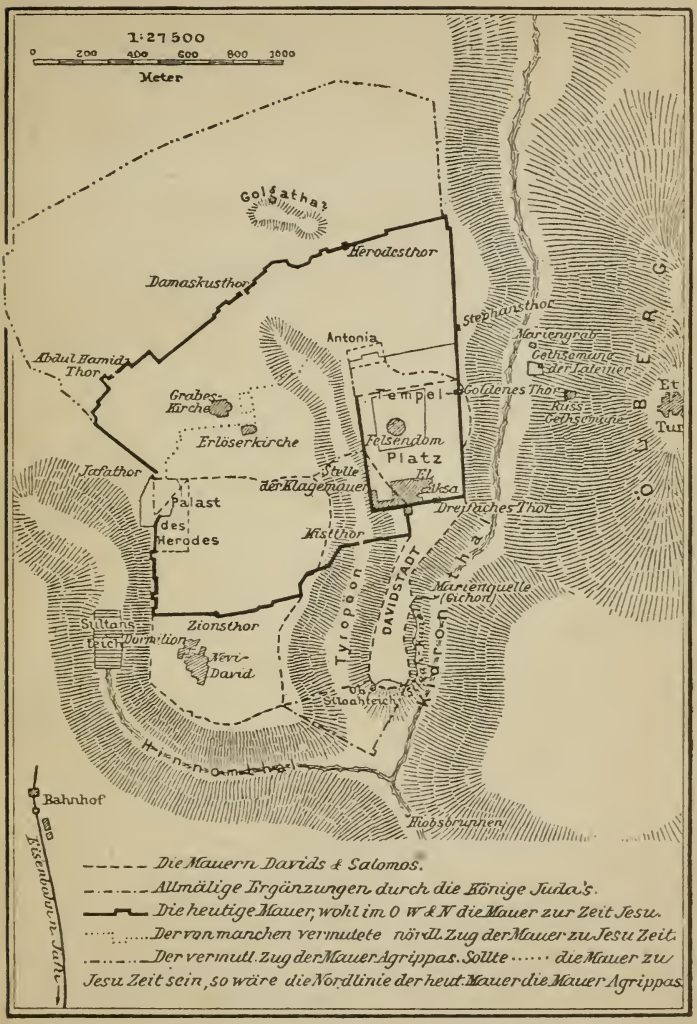
E. Kautzsch, Die heilige Schrift des Alten Testaments.
W. Beyschlag, Leben Jesu.
O. Holtzmann, Neutestamentliche Zeitgeschichte.
H. von Soden, Reisebriefe aus Palästina.
F. Naumann, Asia.
B. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge.
A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland.

VORDERASIEN
zum Verständnis
des Alten Testaments
Maßstab 1:14000000
Kilometer
Schwarzes M.
Schwarzes M.
Kaukasus
KASPISCHES MEER
Riphat
Thubal
Mesech
Gomer
KLEINASIEN
Armenien
Ararat
Thogarma
Geb. Taurus
Gb. Hlasius
Gosan
Ninive
Mesopotamien
Antiochien
Zoba
Cypern
Tripolis
Gebal
Sidon
Damaskus
Kermon
Syrische Wüste
Samaria
Jerusalem
Moab
Edom
Sela
Elath
Sinai
Memphis
Lehabim
Rotes Meer
Wüste Pharan
Babylon
Sepharvaim
Chaldäa
Sinear
Ur in Chaldaea
Chalne
Susan
Elam
Susiana
Persepolis
Persischer Golf
Atropatene
Geb. Zagros
MEDIEN
Ahmetha
Ekbatana
Madai
Rages
Parther
PERSIEN
Ostl. Länge von Greenwich
Stuttgart Priv. Württ. Bibelanstalt.
R. Schwarze, Leipzig Inh.



Stuttgart, Privat-Württ. Bibelanstalt. B. Schwarze Leipzig Edit.

Plan der Lage und Ausdehnung der Stadt Jerusalem.



Aus Natur und Geisteswelt 6: v. Soden, Palästina.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 124 246 0